Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 80 (1960)

Artikel: Aus der Geschichte der Halbinsel Au
Autor: Ziegler, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985556

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PETER ZIEGLER

Aus der Geschichte der Halbinsel Au

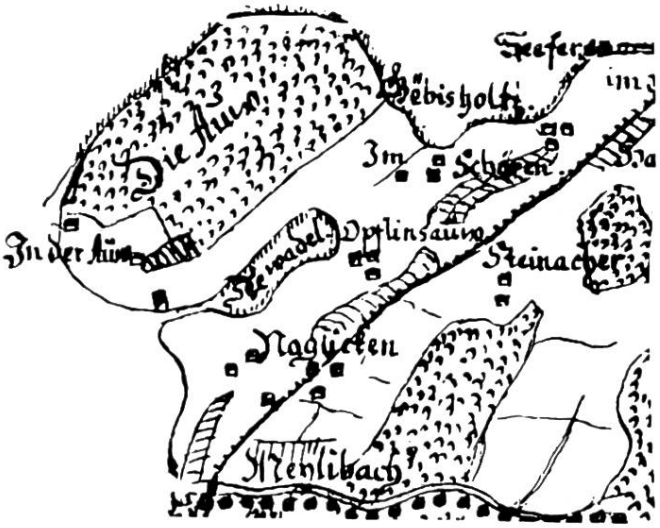
Im Jahre 1913 veröffentlichte Dr. Emil Stauber ein Büchlein über «Die Halbinsel Au im Zürichsee». Diese geschichtliche Darstellung ist seit mehreren Jahren vergriffen und gilt heute in vielen Teilen als überholt. So mag es angebracht sein, die Geschichte der Halbinsel Au und ihrer Umgebung neu zu schreiben.

*

Zur ältesten Siedlungsgeschichte

Prähistorische Zeit

Die Halbinsel Au darf zum ältesten Kulturgebiet innerhalb der ehemaligen Herrschaft Wädenswil gezählt werden. In der flachen Bucht von Naglikon, nordwestlich des Auseeleins und des Schlossgutes Au, konnten im März 1949 etwa sechzig Meter vom Ufer entfernt Spuren einer Seerandsiedlung festgestellt werden. Professor Emil Vogt vom Schweizerischen Landesmuseum in Zürich hielt als Ergebnis einer Untersuchung im Gebiet des rund siebzig Meter langen und fünfzig Meter breiten Siedlungsplatzes fest[1], die grosse Zahl, der Abstand, die Dicke und der Erhaltungszustand der Pfähle sprächen dafür, dass es sich hier um die Reste einer Pfahlbaustation handle. Typisch sind auch die vielen Steine zwischen den Pfählen und die relativ geringe



Die Au auf der Gyger-Karte, 1664/67

[1] Schweizerisches Landesmuseum, Gemeindemappe Wädenswil.

Wassertiefe. Bohrungen ergaben, dass eine Kulturschicht nicht mehr vorhanden ist. Wir müssen annehmen, dass sie vollständig zerstört und abgeschwemmt ist. Damit geht leider die Möglichkeit einer genauen Datierung verloren. Vogt weist den Siedlungsplatz bei Naglikon — wie die beiden Stationen im benachbarten Horgen — der jüngeren Steinzeit zu. Somit hätten also in unmittelbarer Nähe der Halbinsel Au schon im Neolithikum Menschen gehaust.

Im Zusammenhang mit Rodungsarbeiten am Südhang des Auhügels stiess man im Jahre 1835 auf Waffen aus der Bronzezeit[2]. Es wurden neben Knochen geborgen: ein Bronzeschwert mit vier Nietlöchern und kurzer, dreieckiger Griffzunge; eine Löffelaxt; ein Bronzekeil mit Randleisten und einer Einziehung in der Mitte; zwei Streitmeissel und schwertartige Lanzenspitzen. Der Altertumsforscher Ferdinand Keller schreibt die Gegenstände einem Grab der älteren Hügelgräberbronzezeit, also etwa dem Jahre 1000 vor Christus zu.

*

Mittelalterliche Siedlungen

Im Mittelalter entstanden auf den der Halbinsel Au gegenüberliegenden Hangterrassen wiederum Siedelungen: die Weiler Naglikon, Opfisau und Schoren. Als älteste dieser drei Niederlassungen figuriert in den Urkunden *Naglikon*, welches aber mit der heutigen, direkt am See gelegenen Gebäudegruppe nicht identisch ist. Das ursprüngliche «Nagelinchoven» lag an der alten Landstrasse Horgen–Wädenswil, da wo sich heute der Weiler Unter Ort erhebt, der diese Flurbezeichnung erst seit Ende des 17. Jahrhunderts trägt[3]. Der Zürcher Chronist Johann Heinrich Bluntschli vermerkte 1741 in seinen «Memorabilia Tigurina», dass es in Naglikon früher einen «Burgstahl und Adel» gegeben habe[4]. Auch Hans Jacob Leu erwähnt in seinem Schweizerischen Lexikon von 1758 den Weiler Naglikon[5]. Er sei «ein Hof in der Pfarr und Züricherischen Landvogtey Wä-

[2] Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, 1839 (Band I, Heft 3). Gerold Meyer von Knonau, Der Canton Zürich, 2 Bände, St. Gallen und Bern 1844 und 1846. (Bd. 1, S. 63; Bd. 2, S. 519).

[3] Jakob Pfister, Die Ortsnamen der Pfarrei Wädenswil, Wädenswil 1924, S. 39. Friedrich Vogel, Memorabilia Tigurina, Zürich 1845, S. 438.

[4] Johann Heinrich Bluntschli, Memorabilia Tigurina, Zürich 1741, S. 299.

[5] Hans Jacob Leu, Schweizerisches Lexicon, 14. Theil (N—R), Zürich 1758, S. 11.

denschweil, alda ehemals eine Burg gestanden und Edle darvon sich geschrieben...» Wer waren diese Edlen von Naglikon? Wo stand ihre Burg?

Die Herren von Naglikon treten urkundlich erstmals im Jahre 1130 auf mit «Werin de Naglinchoven», welcher — zweifellos im Gefolge der Freiherren Walter, Eberhard und Burkhard von Wädenswil — der Schenkung des Grundstücks Fahr durch Lütolf von Regensberg an das Kloster Einsiedeln beiwohnte und unter den Zeugen genannt wird[6]. Ein Arnold von Naglikon, als miles oder Ritter bezeichnet, ist 1188 — wiederum im Gefolge Eberhards und Rudolfs von Wädenswil — Zeuge in einem Vergleich über die Kapelle zu Niederhasli[7]. Und ein Diethelmus erscheint 1194 als Zeuge für das Kloster Einsiedeln in Basel bei der Übereinkunft des Abtes Ulrich von Einsiedeln mit dem Bischof Lütolf von Basel wegen des Patronatsrechtes über die Kirche zu Hohenkirch (Baden)[8]. Er dürfte Einsiedler Mönch gewesen sein und ist in der Zeugenreihe unmittelbar hinter dem Kaplan des Abtes und vor den Plebanen von Ufenau, Schübelbach usw. sowie vor den weltlichen, ritterlichen Zeugen angeführt. Im Jahre 1231 wird eine «A. matrona de Naglinchon» erwähnt[9]. Sie ist die Schwester des damals schon verstorbenen Ritters Arnold von Naglikon und die Gattin des Zürcher Ritters Hugo Brun. Mit Jutzi von Naglikon, welche 1373 am Rennweg in Zürich wohnte, scheint das Geschlecht erloschen zu sein[10].

Der Standort der Burg Naglikon ist bis heute nicht sicher bekannt. Am ehesten käme der nordwestlich der Häuser im Steinacker gelegene, magere und steinige «Sandbühl» in Frage. Hier sollen nach Nüscheler ums Jahr 1800 viele Steine und ein silberner Sporn ausgegraben worden sein[11]. Bodenforschungen sind bis jetzt auf «Sandbühl» keine gemacht worden, könnten aber unter Umständen zu wichtigen Aufschlüssen über die Geschichte der Herren von Naglikon führen.

[6] ZUB I, Nr. 279. Vgl. auch Emil Stauber, Die Burgen und Adeligen Geschlechter der Bezirke Zürich, Affoltern und Horgen (Bearbeitet von Paul Pfenninger), Basel 1955, S. 126 und 135.

[7] ZUB I, Nr. 347

[8] Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft I, 1, S. 94.

[9] ZUB I, Nr. 469

[10] Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich, Bd. 1, Zürich 1918.

[11] Zentralbibliothek Zürich, Nachlass Arnold Nüscheler, Ms. R. 353, S. 68—72.

Wie stand es um die Verteilung des Grundbesitzes in Naglikon? Nirgends im Gebiet der Herrschaft Wädenswil hat Grund und Boden im Mittelalter so häufig die Hand gewechselt wie bei diesem Gut. Neben den Herren von Naglikon war hier im 12. Jahrhundert auch das Kloster St. Martin auf dem Zürichberg begütert. So bestätigt zwischen 1153 und 1155 Bischof Hermann von Konstanz[12] und am 8. Februar 1158 Kaiser Friedrich I.[13] dem Kloster St. Martin auf dem Zürichberg Besitztum zu «Nagelinchoven». Aus dem Eigentum dieses kleinen geistlichen Stiftes ging vermutlich Land an das Praemonstratenser-Kloster Rüti über: am 8. Juni 1250 bestätigte Papst Innozenz IV. die Besitzungen des Klosters Rüti und unter anderem auch Besitz zu «Naglinchon»[14]. Auch das Zisterzienserkloster Wettingen war dort begütert. Jene Grundstücke gelangten später an die Fraumünster Abtei Zürich und durch sie im Jahre 1296 als Erblehen an das Johanniterhaus Bubikon[15]. Die Johanniter zu Bubikon hatten bekanntlich schon im Juli 1287 die zwischen Meilebach und Mühlebach und zwischen Zürichsee und Sihl gelegene Herrschaft Wädenswil samt allen Rechten und Pflichten erworben[16] und waren jetzt darauf bedacht, den Grundbesitz in jenem Gebiet nach Möglichkeit zu erweitern und abzurunden.

Wohl im Verlaufe des 14. Jahrhunderts errichteten die Johanniter zu Naglikon ein klösterliches Gebäude, über dessen Grösse, Aussehen und Bestimmung allerdings nichts bekannt ist. Der Bau wird im Steuerregister von 1461 als «Bruoderhus» zu Naglikon erwähnt[17]. Schon ums Jahr 1370 erscheint im Konstanzischen Markenbuch ein «Kloster Wädenswil»[18]. Es konnte bis heute nicht eindeutig abgeklärt werden, ob es sich bei diesem Kloster Wädenswil um das Bruderhaus zu Naglikon handelt oder — was wahrscheinlicher ist — um die Johanniterburg im Reidholz[19]. Heute noch heisst ein Gebäude im Unter Ort im Volksmund «s alt Chloster».

[12] ZUB I, Nr. 303

[13] ZUB I, Nr. 312

[14] ZUB II, Nr. 783

[15] ZUB VI, Nr. 2381

[16] ZUB V, Nr. 1999

[17] Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich, Bd. 3, S. 279, Zürich 1941.

[18] Arnold Nüscheler, Gotteshäuser der Schweiz, Heft 2, 1867, S. 344.

[19] Jakob Pfister, Geschichte der Pfarrei Wädenswil, Wädenswil 1930, S. 38.

Der Steuerrodel von 1455 macht uns mit den zu Naglikon wohnhaften Zinsleuten der Johanniter-Komturei Wädenswil bekannt. Die dortigen Höfe setzten sich aus neun Haushaltungen zusammen und waren von etwa dreissig bis vierzig Personen bewohnt[20].

Wir haben gesehen, dass zu Naglikon nicht nur die Klöster St. Martin auf dem Zürichberg und Rüti begütert waren, sondern dass hier auch die Herren von Naglikon eigenen Grund und Boden besassen. Was geschah mit diesem Land nach dem Aussterben des ritterlichen Geschlechtes? Am 9. September 1231 übertrug die alleinige Erbin und Schwester des verstorbenen Ritters Arnold, «A. matrona de Naglinchon», ihre väterlichen Erbgüter zu Naglikon der Fraumünsterabtei Zürich[21]. Dies tat sie unter der Bedingung, dass die Grundstücke ihrem Gatten, dem Ritter Hugo Brun, und dessen Nachkommen um einen jährlichen Zins von vier Pfennig zu Erblehen überlassen werde. Noch in den Jahren 1439 und 1447 wird ein Hof zu Naglikon als Erbe der Abtei Zürich erwähnt[22]. Selbst der Zürcher Bürgermeister Rudolf Stüssi wusste sich in Naglikon Besitzrechte zu sichern, indem er einem Hans Pfister eine zu vier Prozent verzinsliche Hypothek gewährte, in der Höhe der stattlichen Summe von hundert rheinischen Gulden[23].

Ebenfalls aus dem Mittelalter datiert der zweite wichtige Hof im Gebiet der Halbinsel Au: das oberhalb des Auseeleins, beim heutigen Mittel Ort gelegene *Opfisau*. Auch hier verfügten im 13. und 14. Jahrhundert nebst Privaten eine Reihe von geistlichen Stiften über Grundbesitz: die Fraumünster Abtei Zürich, das Zisterzienserkloster Wettingen und das Johanniterhaus Wädenswil. Erstmals genannt wird «Ophangesowa» in einem Rodel der Abtei Zürich vom Jahre 1256[24]. Damals gaben «H. Fuscus iuniore und seine Frau O., ge-

[20] Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich, Bd. 3, S. 144.
Alfred König, Zur Wirtschaftsgeschichte von Wädenswil und Richterswil im ausgehenden Mittelalter, Neujahrsblatt der Lesegesellschaft Wädenswil für 1955, S. 75.

[21] ZUB I, Nr. 469

[22] Staatsarchiv Zürich, F IIa 456, Bl. 138/139.

[23] Alfred König, a.a.O., S. 60/61.

[24] Albert Keller, Aus der Geschichte der Herrschaft Wädenswil, Neujahrsblatt der Lesegesellschaft Wädenswil für 1930, S. 29. Diethelm Fretz, Studien zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte der Gemeinden Wädenswil und Richterswil, Neujahrsblatt der Lesegesellschaft Wädenswil für 1951, S. 4.

nannt von dem Berge von Horgen», ihr vom Fraumünster in Zürich empfangenes Zinsgut in Ophangesowa auf, und die Abtei verlieh die Besitzungen um einen jährlichen Zins von zwei Pfennigen den Brüdern des Leutpriesters Rudolf von Wädenswil: Ulrich, Heinrich und Walther. Dem Wettinger Zinsurbar von zirka 1270 können wir entnehmen, dass auch das Kloster Wettingen zu «Opphanxowe» begütert war[25]. Die schriftlichen Quellen des 14. Jahrhunderts, welche uns über die Bewohner der Höfe zu Opfisau unterrichten, sind Zeugen der wirtschaftlichen Not. Am 5. November 1342 nahm Johannes Scherer von Wädenswil, der auf Gütern «die man nennet des Brunen Guot zu Opfensowe» hauste, vom Zürcher Dominikanerinnen-Kloster Ötenbach 17½ Pfund alte Zürcher Pfennige entgegen und verpflichtete sich, dafür jährlich zwei Mütt Kernengeld zu entrichten. Kurz darauf lud er seinem Hof eine weitere Zinslast von einem Mütt Kernen auf[26]. Scherers prekäre Verhältnisse stellen keinen Sonderfall dar: Hartmann Kryenbuel, ein Nachbar Scherers zu Opfisau, hatte soviel Schulden, dass er 1344 zugunsten seines Gläubigers, des Johanniterhauses Wädenswil, auf sein Gut verzichten musste[27]. Auch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts scheint sich die Lage der Bewohner nicht gefestigt zu haben, denn 1378 versprachen Ruedi Rebmann und seine beiden Söhne dem kapitalkräftigen Ulrich Minner von Wädenswil zwei Mütt Kernengeld jährlich[28]. Nicht besser erging es den Erblehensbauern Heini Keller und Ullmann Tollinger, welche den Lehenshof zu Opfisau 1432 vom Schaffner des Johanniterhauses Wädenswil empfangen hatten. Sie mussten ausser dem jährlichen Zins ganz respektable Mengen von Zürichseefischen abliefern. Andererseits hatten sie das Recht, in den zum Hof gehörenden Wäldern sämtliches Holz für ihren Eigenbedarf zu schlagen[29]. — Die Geschicke der Höfe zu Opfisau lassen sich über Jahrhunderte verfolgen. In den Kirchen-

[25] Staatsarchiv Aarau, Urbar Wettingen, S. 59/60.

[26] Staatsarchiv Zürich, Urkunden Oetenbach 332 und B I 108, S. 887. Alte Urkunden Nr. 344. Oetenbach Urbar 1. III. S. 100. Vgl. Albert Hauser, Zur Geschichte der Halbinsel Au, Jahrbuch vom Zürichsee 1954/55, Stäfa 1955, S. 53.

[27] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Nr. 18

[28] Staatsarchiv Zürich, C II 18, Nr. 476

[29] Staatsarchiv Zürich, C II 15, Nr. 83

urbaren von 1555 werden die Güter noch genannt[30], ebenso hielt der Zürcher Kartograph Hans Konrad Gyger die Liegenschaft «Opflinsauw» in seiner zwischen 1664 und 1667 gezeichneten Kantonskarte fest. Heute ist die Flurbezeichnung Opfisau unbekannt. Sie musste nach 1798 dem Namen Mittel Ort weichen[31].

*

Die Untere Au

Der Lehenshof in der Untern Au vor 1650

Nach diesem Blick auf die mittelalterliche Siedlungsgeschichte der nächsten Umgebung der Au kehren wir zur Geschichte der eigentlichen Halbinsel zurück. Die erste urkundliche Erwähnung der «Owe» datiert vom 17. März 1316 und steht in direktem Zusammenhang mit der Schlacht am Morgarten[1]. Die Witwe des dort gefallenen habsburgischen Gefolgsmannes Ritter Rudolf von Landenberg und Mutter des ebenfalls am Morgarten umgekommenen Pantaleon von Landenberg stiftete für die Angehörigen eine Jahrzeit, welche alljährlich in der Kapelle des Johanniterhauses Wädenswil gelesen werden sollte. Sie bezahlte dafür dem Komtur Hugo von Werdenberg und dem Konvent von Wädenswil 25 Mark Silber Zürcher Gewichtes und erlangte damit, dass sich der Orden verpflichtete, für diese Jahrzeit alljährlich zehn Mütt Kernen bereitzustellen. Davon sollte jeweilen der Gegenwert von vier Mütt Kernen den auf dem Schloss Wädenswil stationierten Ordensbrüdern am Tage der Jahrzeit zu einem bessern Essen dienen, damit sie «der seelen gedenker dester vliziger». Ein Mütt Kernen sollte an diesem Tage allen Armen, welche sich vor der Burg Wädenswil meldeten, in Form von Brot verabreicht werden. Die andern fünf Mütt Kernen behielt sich die Witwe auf Lebenszeit als Rente vor. Nach ihrem Tode sollten sie zur angemessenen Begehung einer Jahrzeit für sie und ihren Vater verwendet werden. Als Sicherheit für die eingegangenen Verpflichtungen gab das Johanniterhaus Wädenswil sein Zinsgut «in der Owe vor Ophangesowe, das Arnold

[30] Staatsarchiv Zürich, F II 87 a—c.

[31] Jakob Pfister, Die Ortsnamen der Pfarrei Wädenswil, Wädenswil 1924, S. 39.

[1] ZUB XII, Nr. 3399a. Original: Zentralbibliothek Zürich, Ms. L 100, Nr. 204.

Rebemann» bebaute, zu Pfand. Es trug dem Orden damals an Bodeneinkünften jährlich zwölf Stuck Zins ein, den Ertrag des zu ihm gehörenden «Wyer» (Auseeli) nicht gerechnet.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts war also das Johanniterhaus Wädenswil im Besitze der Halbinsel. Es unterhielt einen Lehenshof, der in der Untern Au gelegen war und von Arnold Rebemann bewirtschaftet wurde.

Die Steuerregister der Johanniterkomturei Wädenswil aus den Jahren 1455 und 1461 machen uns wiederum mit Bewohnern der Halbinsel Au bekannt: 1455 werden zwei Haushaltungen aufgeführt. In der einen wohnten Burgy in der Ow, seine Mutter und sein Knecht, und in der andern hausten Uly in der Ow und seine Frau, sowie dessen Sohn Heini mit Frau[2]. Im Rodel von 1461 erscheint nebst den obgenannten Personen der verheiratete Hanns in der Ow[3]. Diesem Hans oder einem gleichnamigen Sohne verlieh der Johanniterkomtur Graf Hugo von Werdenberg im Jahre 1484 verschiedene auf der Au gelegene Güter. Über diese Lehen wurde ein ausführlicher Brief abgefasst, der noch erhalten ist[4]. Kraft dieses Briefs überliess das Johanniterhaus Wädenswil dem Hans in der Au und seinen Nachkommen folgende Güter zu Erblehen: die Au mit Haus, Hof, Hofstatt, Scheune, Baumgarten, vier Jucharten Acker (halb Acker und halb Reben) und einer Juchart Ägert, alles beieinander gelegen und einerseits an den Augraben, andererseits an den Aubüel stossend. Ferner gehörte der Seewadel, der heutige Ausee, dazu, dann «die pöschen zu ringumb den Seewadel» und der Heuzehnten im Gwad und auf den Gütern zu Gebisholz und am Schoren. Inbegriffen waren auch ein an die Au und an den grossen Brunnen stossender Rietbletz, anderthalb Jucharten Wiesen, ein Stück Mattland, eine Parzelle Acker und Reben, eine an die Landstrasse und an Rudolf Kellers Güter stossende Wiese und ein unterhalb des Ausees gelegener Rietbletz.

Der Inhaber der Augüter sollte dem Ordenshaus jährlich auf Martini Geld- und Getreidezins entrichten. Im weitern war er verpflichtet, jeden Samstag frische Fische aus dem Ausee auf die Burg zu liefern. Dem Lehensmann wurde auch die Aufsicht über die

[2] Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich, Bd. 3, S. 144.
[3] Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich, Bd. 3, S. 279.
[4] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Nr. 97 und 100. Staatsarchiv Zürich, F IIa 428, S. 357.

Auwaldungen übertragen. Der Brief von 1484 bestimmte sodann, dass das Gut in keiner Weise geteilt werden dürfe und dass der Johanniterorden das Vorkaufsrecht habe, falls Hans oder seine Erben die Güter und Gerechtigkeiten veräussern wollten.

Von weittragender Bedeutung war der Übergang der Herrschaft Wädenswil an die Stadt Zürich im Jahre 1550[5]. Zürich erhielt damit auch die Halbinsel Au; der grosse Auwald wurde zürcherischer Staatswald und das Heimwesen in der Untern Au ein Erblehen der Zürcher Regierung. Im neuen Schloss zu Wädenswil waltete von 1556 bis 1798 ein Landvogt seines Amtes, der wiederholt Gelegenheit fand, sich mit den Verhältnissen in der Au zu beschäftigen.

Die Nachkommen des Hans in der Au blieben bis zum Jahre 1569 auf ihrem Erblehen, dann ging es käuflich an Heinrich Scheller über[6]. Wie lange Schellers Erben das Gut in der Untern Au innehatten, ist nicht bekannt. Ums Jahr 1650 gehörte die Liegenschaft einem Rudolf Ammann. Er trat sie schon ein Jahr später dem Wädenswiler Bauern und Käseproduzenten Hauptmann Streuli ab, und dieser verkaufte den Besitz — nach langen Verhandlungen und auf das Drängen des Wädenswiler Landvogtes Johann Konrad Grebel hin — noch im gleichen Jahre um 5000 Gulden Grebels Schwager, dem Zürcher Obersten Johann Rudolf Werdmüller[7].

*

Die Untere Au im Besitze von Johann Rudolf Werdmüller

Der neue Besitzer der Liegenschaft zur Untern Au zählte zu den eigenartigsten Zürchern des 17. Jahrhunderts. Der ehrgeizige Werdmüller besass grosse militärische Kenntnisse, huldigte freien philosophischen Anschauungen und war seinen Zeitgenossen, die ihn als mit dem Bösen im Bunde stehend betrachteten, ein Rätsel. Er war ein Mensch voller Gegensätze, er war Kriegsmann und Zitronengärtner, Pflanzer und Kunstschmied, Fischer und Schwarzkünstler aus Leidenschaft, er war Gottesleugner, Zauberer und Witzbold aus Schabernack[8].

[5] Staatsarchiv Zürich, A 150/1, dat. 9. Juli und 3. August 1549.

[6] Staatsarchiv Zürich, F IIa 428, S. 358/359.

[7] Emil Stauber, Die Halbinsel Au im Zürichsee, Zürich 1913, S. 16 und 21.

[8] Erwin Jaeckle, ABC vom Zürichsee, Zürich 1956, S. 10.

Johann Rudolf Werdmüller wurde im Jahre 1614 im Seidenhof in Zürich geboren und genoss als Sohn eines reichen und angesehenen Kaufmanns eine sorgfältige, vornehme Erziehung[9]. Der Dreizehnjährige besuchte mit seinem Bruder Hans Georg die Akademie in Genf und setzte dann seine kaufmännische, wissenschaftliche und militärische Ausbildung in Lyon fort. Bis zum Frühjahr 1633 durchreisten die beiden Brüder Werdmüller weite Teile Frankreichs und wurden in Orléans, Rouen und Paris in die vornehmste Gesellschaft eingeführt.

1633 kehrte Johann Rudolf nach Zürich zurück, verheiratete sich mit Anna Reinhard und übernahm das väterliche Seidengeschäft. Doch der Hang zum Kriegsdienst war stärker als alles andere. So trat Werdmüller in die Armee Gustav Horns ein, nahm an den Belagerungen von Konstanz und Überlingen und an der Schlacht bei Nördlingen teil, zog 1635 mit seinem Stiefvater Oberst Schmid nach Graubünden und begleitete nach dem Abzug der Franzosen den Herzog Rohan, welcher Werdmüller zum Oberstlieutenant ernannte, nach Rheinfelden. 1642 nahm er schwedische Dienste, stieg zum Oberst auf und beteiligte sich an den Kämpfen Torstensons in Dänemark. Die Zürcher Regierung rief den tüchtigen Kriegsmann aus Schweden zurück und übertrug dem Obersten die Führung eines für Venedig nach Dalmatien gesandten Zürcher und Berner Regimentes. Als der Oberst wegen brutaler Strenge in seinem Heer vom Zürcher Rat zur Rede gestellt wurde, trat er 1650 für einige Jahre ins Privatleben zurück, kaufte die Untere Au und liess dort ein Landhaus bauen. Nachdem Werdmüller am Kampf gegen den Bauernaufstand teilgenommen hatte, spielte er im Ersten Villmergerkrieg (1655/56) mit fast unbeschränkten Vollmachten ausgerüstet, eine entscheidende Rolle. Er besetzte die Rheinübergänge, den Thurgau und die Grenze bei Kappel. Dass es ihm aber nicht gelang, Rapperswil zu nehmen, schadete ihm sehr. Man machte ihm den Prozess wegen Landesverrat und Gottesleugnerei, und der in der Ratswürde eingestellte Oberst hatte der Stadt Zürich eine Busse von 1200 Pfund zu bezahlen.

Nach dieser Demütigung durch die Obrigkeit zog sich Werdmüller von allen vaterländischen Angelegenheiten zurück und suchte im Ausland eine seinen Wünschen entsprechende Stellung. Von

[9] Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 7, Neuenburg 1934, S. 488 (P. Kläui).

General Johann Rudolf Werdmüller

Kreidezeichnung von Matthaeus Merian, 1676

1659 bis 1663 finden wir ihn im Dienste Ludwigs XIV. von Frankreich; von 1663 bis 1671 als Generallieutenant unter den Fahnen Venedigs im Kampfe gegen die Türken. Zum Ärger der Zwinglistadt trat Werdmüller zum Katholizismus über, und so wurde er Feldmarschall-Lieutenant in der Armee Kaiser Leopolds I. von Österreich. Im Kriege gegen Frankreich tat sich Werdmüller wiederholt ruhmreich hervor, so bei der Belagerung von Bonn (1673), bei der Einnahme der Festung Philippsburg bei Mannheim (1676) und bei der Eroberung von Saarbrücken im Frühjahr 1677. Im Winter 1677/78 sollte er die Pässe des Schwarzwaldes sichern. Er bezog daher mit seiner Truppe in Villingen Quartier. Dort starb er am 16. Dezember 1677 und wurde in der Nicolai-Kirche begraben.

*

Werdmüllers Leben auf der Au

1650 kehrte Johann Rudolf Werdmüller verärgert aus venetianischem Kriegsdienst zurück. Im Seidenhof dauernd zu wohnen, behagte ihm ganz und gar nicht. Er suchte sich daher einen Landsitz, wo er sich seinen Liebhabereien widmen und seine Gäste zu beliebiger Zeit und in beliebiger Anzahl empfangen konnte, ohne seine Familie zu stören, und wo er auch seinen in Venedig zurückgelassenen orientalisch-üppigen Haushalt mit luxuriösem Hausrat und zwei türkischen Sklaven, einem Leibburschen und einer jungen Sklavin, unterbringen konnte[10]. Durch Vermittlung seines Schwagers, des Wädenswiler Landvogtes Johann Konrad Grebel, konnte er vom Grossbauern Streuli die Untere Au kaufen, die damals «eine wüste Einöde und Viehweide» war.

Auf der nördlichen Seite der Halbinsel erbaute Werdmüller eine Villa in venezianischem Stil mit grossen Gesellschaftsräumen. Zum Herrenhaus gehörten eine Reihe von Ökonomiegebäuden und ein aus Weinreben, Ackerland, Wiesland und Wald bestehendes Umgelände[11]. Das Hauptgebäude enthielt auf der Südseite eine hohe, geräumige Halle, welche die ganze Breite der Hauptfassade einnahm. Der über der Halle gelegene obere Teil des Hauses ruhte auf sechs Backsteinsäulen, welche mit einer Marmorimitation verkleidet waren.

[10] Leo Weisz, Die Werdmüller, Bd. 1, Zürich 1949, S. 184.

[11] Gottlieb Binder, Altzürcherische Familiensitze am See, Erlenbach 1930, S. 29/30.

Die Inneneinrichtung des Hauses verriet ebenfalls fremdländischen Geschmack. Auf dem Platz vor der Villa stand ein «schöner, wasserreicher Springbrunnen». Das abfliessende Wasser sammelte sich in einem mit eisernem Gitterwerk gedeckten Bassin, das als Fischbehälter diente. An die Villa stiess ein ausgedehnter Garten mit ausländischen Bäumen und Pflanzen. Er war von einer starken Mauer umschlossen und rings vom Wasser umflossen. So weit sich die Gebäude längs des Sees erstreckten, war das Ufer mit einem festen, aus Steinen gemauerten Damm gegen den Wellenschlag geschützt. In die Halbinsel hinein zog sich ein zirka 18 Jucharten grosser Teich, welcher durch einen engen, von Werdmüller hergerichteten Kanal mit dem Zürichsee in Verbindung stand[12].

Während die Bauarbeiten auf der Au fleissig fortgeführt wurden, reiste der Oberst Ende Juli 1651 wieder nach Venedig, um seinen Sold zu fordern und sich nach neuem Dienst umzusehen. Da die Bezahlung der Soldrückstände auch diesmal auf bessere Zeiten aufgeschoben wurde, nahm Werdmüller enttäuscht Abschied von Venedig. Er löste seinen türkischen Haushalt auf und kehrte mit Hausrat, Dienern und Sklaven an den Zürichsee zurück, wo er sich auf seinem neuen Sitz auf der Au fürstlich einrichtete. Mit besonderer Liebe widmete er sich hier dem Gartenbau und der Landwirtschaft. Er richtete in seiner Villa einen grossen, heizbaren Wintergarten und ein Treibhaus ein und pflanzte darin Zitronen- und Orangenbäume und andere seltene tropische Pflanzen[13].

Neben seiner ländlichen Beschäftigung betrieb Hans Rudolf Werdmüller mit grosser Leidenschaft mechanische Künste. Zu diesem Zwecke hatte er sich neben seinem Landhaus auf der Au eine mechanische Werkstätte mit Schmiede eingerichtet. Mancher Schlosser- und Schmiedegeselle fand hier oft für längere Zeit Arbeit und guten Lohn, indem er dem Hausherrn half, welcher im Schurzfell selbst am Amboss stand, den schweren Schmiedhammer schwang oder im Schraubstock feilte. In seiner Schmiede auf der Au stellte Werdmüller «zum Nutzen und Vergnügen» allerlei Gerätschaften für Haus und Feld, starkes Gitterwerk, Tore, Wagenbestandteile, Hufeisen, Wildfallen und Instrumente her, ja sogar Fahrzeuge und primitive Automaten. Aus dieser Werkstatt ging auch eine lange,

[12] Helvetischer Calender fürs Jahr 1796, Zürich bey Gessner, S. 52/53.

[13] Leo Weisz, Die Werdmüller, Bd. 1, Zürich 1949, S. 185.

schmale Gondel nach dalmatischem Vorbild hervor. Sie war von so eigentümlichem und ungewohntem Bau, dass man sie für Teufelswerk erklärte[14]. Fünf bis sechs Ruderer bewegten das Boot und bewirkten, dass die Gondel «Gischt erzeugend mit so grosser Geschwindigkeit die Fläche des Sees durchschnitt, dass darob Zuschauer und Ruderer ein Grausen empfanden». Ein Zeitgenosse Werdmüllers äusserte, der General fahre in seinem Schiff auf dem See herum wie der Teufel im Buche Hiob und schrecke die biderben Leute vom Lande solchermassen, dass sie darob fast sturm würden[15].

Mit grossem Eifer betrieb der Oberst auch Jagd und Fischerei. Im benachbarten Staatswald erwarb er sich das Jagdrecht und hegte darin Hirsche und Rehe, die er aus dem Sihlwald versetzt hatte. Auf seinen Pirschgängen wurde Werdmüller häufig von seinem jungen Vetter Heinrich, dem Theologen, begleitet. Im Winter stellten die beiden leidenschaftlich den wilden Enten nach, welche sich scharenweise auf dem Ausee sammelten. Werdmüller züchtete ganze Vogelherden und fing in seinem Garn nach italienischem Vorbild gefiederte Leckerbissen. Für die Fischerei war die Au besonders günstig. Werdmüller betrieb diesen Sport wiederum auf seine Art. Er liess den grossen Teich vertiefen und durch einen engen Kanal mit breiter Mündung so mit dem See verbinden, dass auch grössere Fische durch den Kanal in den Teich schwimmen, den Weg zurück aber nicht mehr finden konnten. In dieses Gewässer setzte der erfinderische Oberst eine grosse Fischreuse aus Strazzaseide, da ihm die Beute der Angel für seine reiche Tafel zu dürftig war[16]. Und Werdmüllers Tafel hatte einen sehr grossen Bedarf. Er huldigte zwar keineswegs der Völlerei und war auch im Trinken ziemlich mässig, aber er lebte nur ungern allein zuhause. Bei den Schweden hatte er die Sitte kennengelernt, dass die Offiziere eines Regimentes jederzeit uneingeladen zum Tisch ihres Obersten gehen konnten, wo sie stets willkommen waren und gut bewirtet wurden. Diese Sitte hatte Johann Rudolf Werdmüller auch bei seinem Regiment in Dalmatien eingeführt, und er übte sie auch in seinem Landhaus auf der Au, wo Gäste aus aller Welt aus- und eingingen[17].

[14] Aus dem Helvetischen Calender von 1796 erfahren wir, dass das Modell dieser Gondel 1796 noch in der Au aufbewahrt wurde.

[15] Gottlieb Binder, Zur Kulturgeschichte des Zürichsees, Erlenbach 1937, S. 97.

[16] Hans Erhard Escher, Beschreibung des Zürichsees, Zürich 1692, S. 245.

[17] Leo Weisz, Die Werdmüller, Bd. 1, Zürich 1949, S. 189/190.

Das Leben und Treiben Werdmüllers auf der Au wich von den Sitten der Zürcher völlig ab. Gar manche Sonderheit konnte sich das Landvolk nicht erklären, und es fürchtete daher den Obersten als Zauberer und Schwarzkünstler. Selbst Gelehrte hatten ihn in Verdacht, er stehe mit dem Teufel im Bund und treibe «geheime und gefährliche Künste». Werdmüller machte sich einen Spass daraus, seine abergläubischen Zeitgenossen in ihrem Glauben zu bestärken. Mit Vorliebe arbeitete er nachts in seiner Schmiede. Weithin dröhnten von der Au her die Hammerschläge, und vorbeifahrende Schiffer sahen — im Schauer der Geisterstunde — wie es feurig aus der Esse aufglühte. So entstand die Sage, dass der General nächtliche Besuche vom Bösen empfange, welcher ihm Hufeisen schmieden helfe[18].

Um seine Gärten vor Obstdieben zu sichern, griff Werdmüller zu einem recht originellen Mittel. Er hiess einen gedungenen Burschen auf einen Baum steigen und durch klägliches Jammergeschrei Leute herbeilocken. Diesen hatte der Junge zu erklären, er sei vom General beim Obstfrevel erwischt und zur Strafe gebannt worden. Als genug Volk beisammen war, erschien Werdmüller mit einem Zauberstäbchen in der Rechten. Da der Dieb seine Tat unter ständigem Wehklagen bereute und teuer und heilig versprach, seiner Lebtag nie mehr zu freveln, löste Werdmüller den Bann, indem er mit dem Stäbchen einige geheimnisvolle Zeichen beschrieb. Von dieser Stunde an waren die Gärten im Zürcher Seidenhof und auf der Au vor Dieben sicher[19].

Zu Werdmüllers Hexenstreichen gesellten sich unvorsichtige Äusserungen über die Kirche. Mit aller Entschiedenheit wandte sich der freidenkende Kriegsmann gegen den engherzigen Geist, welcher damals in Zürich herrschte und in einer verknöcherten, in Satzungen und Vorschriften befangenen Kirche seinen Rückhalt fand. Darob bezichtigte man den General des Unglaubens, was er aber mit Recht bestritt. Er äusserte sich zwar dann und wann gar spöttisch; aber sein Spott galt nie der Religion an sich, sondern den Menschen, welche daraus ein Zerrbild machten. Mit Vorliebe liess sich Werdmüller in Gespräche ein über dogmatische und homiletische Fragen. Und es schmeichelte ihm, wenn er durch kluge Einwände gebildete Leute, vornehmlich Theologen, in Verlegenheit setzen konnte.

[18] Helvetischer Calender fürs Jahr 1796, Zürich bey Gessner, S. 61.
[19] Emil Stauber, Die Halbinsel Au im Zürichsee, Zürich 1913, S. 24.

Am 4. März 1652 fanden in Wädenswil die Huldigungsfeierlichkeiten für den neuen Landvogt Johannes Escher statt. Unter den Gästen, welche ins Schloss zur Tafel geladen worden waren, befand sich auch Oberst Johann Rudolf Werdmüller[20]. Ehe man sich zu Tische setzte, machte ein Vetter des Obersten, Hans Konrad Werdmüller, dem Pfarrer Jodokus Grob von Wädenswil wegen seiner Huldigungspredigt das Kompliment. Oberst Werdmüller stimmte seinem Vetter lobend bei. Immerhin bemerkte er, dass er sonst die populären Predigten nicht schätze; diese seien recht für das unwissende Volk. Er halte mehr auf gelehrte Predigten, welche mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Wahrheiten der Religion und der Moral behandeln. — Als man sich zur Tafel setzte, nahm Oberst Werdmüller seinen Platz neben Pfarrer Grob und führte das angefangene Gespräch weiter. Im Laufe der Unterredung kam man auf die Auferstehung des Menschen zu sprechen. Der Oberst erklärte, er halte eine Auferstehung nach der gewohnten Vorstellungsweise für unmöglich, da ja der Leib durch die Würmer verzehrt werde. Die beiden diskutierten auch über die Hölle. Werdmüller vertrat die Ansicht, dass niemand sagen könne, wo die Hölle sei. Der eine weise in die Luft, der andere nach dem Zentrum der Erde und ein dritter wiederum an einen andern Ort. Pfarrer Grob versuchte alle Einwände mit Bibelstellen zu widerlegen. Als das Gespräch die Aufmerksamkeit aller Tischgenossen erregte, hielt es Konrad Werdmüller für nötig, seinen Vetter zurechtzuweisen. Er solle nicht über Dinge sprechen, welche unter Christen nicht in Frage stünden. Der Oberst erwiderte jedoch, man rede auf den Universitäten auch von solchen Dingen.

Diese freidenkerischen Äusserungen wurden dem Obersten einige Jahre später von seinen Widersachern schwer angekreidet. Man klagte ihn ein als Gottesleugner, Zauberer und Verbündeten des Teufels. Der Rat ordnete sofort eine strenge Untersuchung an und forderte unter anderem den Pfarrer Jodokus Grob auf, einen schriftlichen Bericht abzufassen über sein Gespräch mit Werdmüller vom 4. März 1652. Am 3. Februar 1659 eröffnete man dem Angeklagten eine umfangreiche Klageschrift[21]. Man warf ihm beispielsweise vor, er sei in einem Schiff «so schnell daher gefahren, dass es einem, so

[20] Otto Anton Werdmüller, Glaubenszwang der zürcherischen Kirche im 17. Jahrhundert, Zürich 1845.

[21] Abgedruckt bei Leo Weisz, Die Werdmüller, Bd. 1, Zürich 1949, S. 234—243.

auch darinn gewesen, schier gegrauset». Und man beschuldigte den Obersten, er habe behauptet, ein Mann dürfe zu gleicher Zeit zwei Frauen haben. Diesen Vorwurf wies Werdmüller mit aller Schärfe zurück. Er habe in dieser Form gewiss nie geredet. «Wenn einer jetzt eine Frau habe, so habe er daran so genug, dass er, wenn man ihm noch eine geben wollte, Recht vorschlüge und vor die Eidgenossen appellieren werde.»

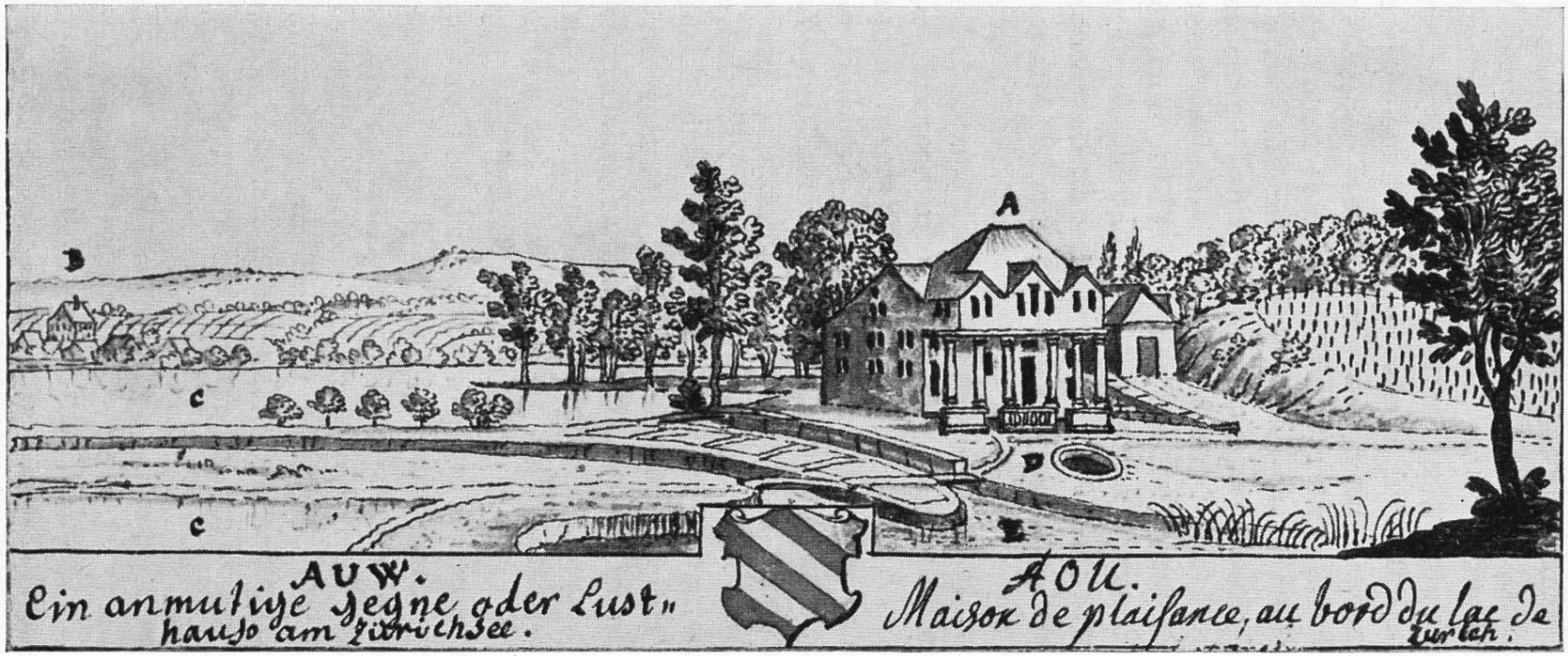
Am 27. April 1659 fällte der Rat das Urteil[22]. Johann Rudolf Werdmüller wurde seines Amtes als Mitglied des Kleinen Rates enthoben und hatte überdies eine gesalzene Busse zu bezahlen, «alles mit dem heiteren Anhang, dass es ime eine Warnung syn sölle». Über den Ausgang des Prozesses verärgert, verliess der Oberst seine Villa auf der Au und leistete für den Rest seines Lebens unter fremden Fahnen Kriegsdienste.

*

Das Landgut zur Unteren Au nach 1678

Nach dem Tode des Generals Johann Rudolf Werdmüller (1677) gehörte die Untere Au seinem Sohn Hans Rudolf. Dieser verkaufte das Gut schon am 13. Dezember 1678 seinem Schwager Junker Heinrich Bräm-Werdmüller[23]. Die Familie Bräm machte wenig von sich reden. Sie besass das Augut während etwa sechzig Jahren, bewohnte es jedoch nur im Sommer. Die übrige Zeit brachte sie in der Stadt zu, während oben am See ein Lehensmann zum Rechten sah. Nach dem Tode des Landschreibers und Stadtrichters Heinrich Bräm (1741) übernahm dessen Schwiegersohn, Heinrich Lavater-Bräm, Landvogt zu Wädenswil, das Landhaus zur Unteren Au. Sein Sohn Hans Kaspar behielt das Gut nur wenige Jahre. Nachdem er schon 1772 einen Teil seines Besitzes dem damaligen Lehensmann Heinrich Treichler von Stäfa verkauft hatte, schrieb er 1777 auch den Rest seiner Liegenschaft zum Kaufe aus: das Wohnhaus mit Speicher, die Schmiede, das Lehenshaus samt Scheune und Trotte, ferner Garten, Matten, Acker-, Reb- und Rietland sowie den Ausee mit Fischereigerechtigkeit, das Holz- und Weiderecht im Auwald, die ganze Fahrhabe und einen Heuzehnten[24]. Als Käufer meldete sich der reiche Wädenswiler Müller und Säckelmeister Blattmann. Die Zür-

[22] Leo Weisz, Die Werdmüller, Bd. 1, Zürich 1949, S. 245/246.
[23] Emil Stauber, Die Halbinsel Au im Zürichsee, Zürich 1913, S. 37.
[24] Gottlieb Binder, Zur Kulturgeschichte des Zürichsees, Erlenbach 1937, S. 101.



Landhaus General JohannRudolf Werdmüllers auf der Au

Ansicht Mitte des 18. Jahrhunderts. Das Lavater-Wappen weist auf den damaligen Besitzer, Heinrich Lavater-Bräm, hin

cher Obrigkeit sah dies nicht gerne. Sie machte daher von ihrem Vorkaufsrecht Gebrauch, zog das Gut für 10 500 Gulden an sich und setzte über das Handlehen einen Lehensmann, den Stiftskämmerer Franz Heinrich Tobler. Der 1748 geborene Tobler entstammte einer alten Zürcher Familie und studierte wie sein Vater Theologie. Aber vor Beendigung seiner akademischen Laufbahn folgte der Junge seiner Neigung für den Landbau und betätigte sich auf dem Gute eines Freundes als praktischer Landwirt[25]. Dann diente er einige Jahre als Wirtschaftsverwalter auf verschiedenen Landgütern, weshalb er die Benennung Stiftskämmerer erhielt. 1778 wurde er dann Au-Pächter des Staates[26], und 1790 kaufte er von der Zürcher Regierung das 17 Jucharten grosse Landgut zur Unteren Au nebst acht bis zehn Jucharten Wald[27]. Durch unverdrossene Arbeit machte Tobler die in verwahrlostem Zustand angetretenen Güter wieder nutzbar.

Einer Schilderung der Halbinsel Au im Helvetischen Kalender von 1796[28] entnehmen wir folgende Angaben über Toblers Liegenschaft und über sein Wirken in der Unteren Au: am nordwestlichen Ende der Halbinsel stehen am Fusse des Hügels fünf Gebäude: das Wohnhaus des Gutsbesitzers, die Scheune mit Stall und Trotte und dahinter eine Wohnung für das Gesinde. Der jetzige Besitzer des Augutes hält ein Pferd und fünf Kühe. Bis vor kurzer Zeit verkaufte er die Milch einem Senn; der tägliche Zeitaufwand für das zweimalige Hintragen der Milch in die entfernte Sennhütte lohnte sich aber nicht. Daher richtete der Landwirt in seinem neuerbauten Waschhaus eine eigene kleine Sennerei ein, «wo man nun den Sommer hindurch jeden zweiten Tag ein Käschen von acht bis zehn Pfund und fünf Pfund Butter macht».

Der grösste Teil der Äcker wird im Sommer mit dreiblättrigem Klee besät. Auf dem Rietgrund rund um den Ausee können jährlich zwei- bis dreihundert Zentner Streu gewonnen werden. Der Ertrag an Getreide reicht selten aus, um die grosse Haushaltung des Besitzers mit genügend Brot zu versehen. Dagegen gedeihen die Gemüsearten, speziell die Kartoffeln, ausgezeichnet. Auch der Obstwachs ist beträchtlich. Die Gartenmauern sind mit einem Geländer

[25] Helvetischer Calender fürs Jahr 1796, Zürich bey Gessner, S. 64/65.

[26] Staatsarchiv Zürich, B VII 41/13.

[27] Staatsarchiv Zürich, F IIa 428, S. 357.

[28] Helvetischer Calender fürs Jahr 1796, Zürich bey Gessner.

der besten Obstsorten bekleidet; an den Wänden einiger Gebäude werden Spalierbäume gezogen, und im Herbst prangt die Trotte mit vortrefflichen Pfirsichen.

Tobler war nicht nur als tüchtiger, strebsamer Landwirt bekannt, sondern auch als Bürger geschätzt. Er gehörte beispielsweise der Deputatschaft des Gemeinderates Wädenswil an, die während des Bockenkrieges im April 1804 an die Standeskommission nach Zürich gesandt wurde, um für die Gemeinde bei allfälligem Einrücken der eidgenössischen Truppen um Schonung und Nachsicht zu bitten[29].

Im Jahre 1816 ging das Heimwesen in der Unteren Au an David, den jüngsten Sohn Toblers, über, der ebenfalls ein angesehener Mann war[30]. Im März 1838 wählte man ihn in den Grossen Rat[31]. Auch nach dem Zürichputsch von 1839, welcher der konservativen Regierung wieder zur Macht verhalf, konnte Hauptmann Tobler im Rate bleiben[32], da er die Sache der Glaubenspartei verfocht. David Tobler verkaufte das Augut im Jahre 1856 dem Major Karl Hartmann, welcher die Liegenschaft 1881 dem Engländer Robert Drumond veräusserte[33]. Drumond, ein Sonderling, hatte vorher jahrzehntelang in den Tropen geweilt und während 25 Jahren als Sekretär des englischen Vizekönigs von Indien geamtet. Obschon der Engländer eine Jahrespension von 25 000 Franken bezog, lebte er sehr einfach und sparsam. Sein Hang zum Fremdländischen zeigte sich auch darin, dass er auf dem Auseelein zusammenlegbare Schiffchen aus Kautschuk fahren liess.

Nach Drumonds Tod verkauften seine Erben das Landgut zu Ende des Jahres 1887 an Frau Fanny Moser, Freiin von Sulzer-Wart, die zweite Gattin des 1874 verstorbenen, um 44 Jahre älteren Schaffhauser Grosskaufmanns Heinrich Moser[34]. Frau Moser war eine

[29] Gemeindearchiv Wädenswil, IV B 79 b, Gemeindechronik der Lesegesellschaft Wädenswil, Bd. 1, S. 91.

[30] Staatsarchiv Zürich, F IIa 428, S. 357.

[31] Gemeindearchiv Wädenswil, IV B 79 b, Gemeindechronik der Lesegesellschaft Wädenswil, Bd. 1, S. 441.

[32] Gemeindearchiv Wädenswil, IV B 79 b, Gemeindechronik der Lesegesellschaft Wädenswil, Bd. 1, S. 455.

[33] Gemeindearchiv Wädenswil, IV B 79 c, Gemeindechronik der Lesegesellschaft Wädenswil, Bd. 2, S. 446.

[34] Schaffhauser Biographien des 18. und 19. Jahrhunderts, Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen, 33. Heft 1956. Heinrich Moser, S. 301—310.

grosszügige, unabhängige, aber auch extravagante und eigenwillige Dame. Während vielen Jahren war sie mit Heinrich Angst, dem ersten Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, befreundet[35]. Häufig wirkte Angst als ihr Berater: er kümmerte sich um die fachgemässe Instandstellung des verwahrlosten Herrschaftshauses in der Au und stöberte für Fanny Moser passende Antiquitäten auf. Auch in Familienangelegenheiten war er Ratgeber. Als Gegenleistung machte Frau Moser dem Direktor hin und wieder Geschenke für das Museum oder leistete Geldbeiträge an Ausgrabungen. Viele Jahre hindurch stellte sie ihm während ihrer Sommerferien das Herrschaftshaus auf der Au zur Verfügung. Hier konnte Angst frei schalten und walten; hier fand er beim Baden, Fischen, Jagen, bei Boot- und Wagenfahrten Erholung. Bis ins Jahr 1914 dauerte dieses für beide Teile vorteilhafte und angenehme Verhältnis, das nie ein eigentlich herzliches geworden war. Der Erste Weltkrieg brachte eine Wendung. Angst war britischer Konsul, und als Englandfreund wurde er von der deutsch gesinnten Frau Moser brieflich angegriffen.

Die letzte Freiin von Sulzer-Wart starb 1925 in Kilchberg. Fünf Jahre vor ihrem Tod hatte Frau Fanny Moser ihr schönes Landgut auf der Unteren Au an Oberst Hans von Schulthess-Bodmer verkauft. Der neue Eigentümer der Liegenschaft liess im Sommer 1928 die aus der Zeit des Generals Werdmüller stammenden Gebäulichkeiten abbrechen und an ihrer Stelle das Schloss Au erstellen, welches bis auf den heutigen Tag im Besitz der Familie Schulthess geblieben ist[36].

*

Die Lustfahrt mit dem Dichter Klopstock auf die Au 30. Juli 1750

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte die Aufklärung in Zürich ihren Höhepunkt erreicht[1]. Gelehrte wie Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger bestimmten durch ihre kritischen Auffassungen von der Dichtkunst das zürcherische Geistesleben in grossem Masse. Die von Bodmer und seinen Schülern ausgelöste

[35] Robert Durrer, Heinrich Angst, Glarus 1948, S. 108.

[36] Paul Corrodi, Der Erbauer des Au-Hauses, Zürichsee-Zeitung, vom 21. Juli 1928.

[1] Max Wehrli, Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert, Zürich 1943, S. 22.

geistige Bewegung blieb keineswegs auf zürcherisches Gebiet beschränkt. Auch im Ausland — vor allem in Deutschland — setzte man sich mit den Werken des Zürcher Gelehrtenkreises auseinander. Der deutsche Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 bis 1803) war von den Schriften Bodmers und Breitingers so beeindruckt, dass er 1750 einer Einladung Bodmers nach Zürich folgte und hier mehrere Monate verweilte. Klopstock wurde in Zürich sehr gastlich aufgenommen, und man bemühte sich, dem Dichter des berühmten «Messias» möglichst viel Interessantes zu bieten. Um Klopstock die Schönheiten des Zürichsees zu zeigen, wurde eine Gesellschaftsfahrt nach der Halbinsel Au veranstaltet. Daran nahmen die bedeutendsten Persönlichkeiten des literarischen und schöngeistigen Zürich teil. Der Fahrt wohnten auch fünf Frauen und vier Mädchen bei, die alle «freundschaftlicher Empfindungen fähig waren und die Schönheiten der Natur und des Geistes fühlten». Der Initiant dieses Ausfluges, der Zürcher Arzt Johann Caspar Hirzel, schildert den Verlauf der denkwürdigen Lustfahrt in einem Brief an den Dichter Ewald von Kleist[2].

Am 30. Juli 1750 morgens fünf Uhr fuhr die neunzehn Personen zählende Gesellschaft auf einem grossen Ruderschiff von Zürich ab. «Das glückliche Schiff, dergleichen Zürich noch keines gesehen», bewegte sich dem rechten Ufer entlang nach Herrliberg, wo die fröhliche Schar ausstieg und im Landhaus der Eltern des Gesellschafters Keller frühstückte. Nach einem Spaziergang im Garten suchten die Reisenden wieder das Schiff auf und steuerten Meilen zu. Bald herrschte wieder eine gehobene Stimmung: Vertraulichkeit schlich sich ein, und man scherzte und lachte. Klopstock gewann durch seine geistvollen Reden bald allgemeine Hochachtung. Gerne entsprach er dem einstimmigen Wunsch, aus den Fragmenten zum vierten und fünften Gesang seines «Messias» vorzutragen. Und Klopstock las eine Stelle vor, die — wie Hirzel schreibt — «in unsere Seelen noch nie gewohnte Wehmut senkte». Die Zürcher drängten begierig nach einer zweiten Vorlesung. Klopstock willfahrte und las jetzt die Liebesgeschichte Lazarus und Cidli vor, welche ihre Wirkung nicht verfehlte. Hirzel bemerkt in seinem Brief an Kleist: «Unsere Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer ein-

[2] Auszugsweise abgedruckt im Helvetischen Kalender von 1796 (S. 78—95) und bei Fritz Hunziker, Vom Zürichsee, Stäfa 1945, S. 165—172.

geflösst; sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Die süssesten Gefühle waren in uns rege und beseelten die Unterhaltung. So langten wir unvermerkt zu Meilen an. Hier stiegen wir hochvergnügt aus dem Schiffe und brachten noch ein paar Stunden vor dem Mittagessen mit traulichen Gesprächen zu.»

Nach dem Essen rüstete sich die Gesellschaft zur Überfahrt nach der Halbinsel Au. «Ein kühler Wind blies in unser Segel; die Schiffer verliessen das Ruder, sassen vergnügt auf den Bänken und sahen die lachende Freude über uns schweben. Eines der Mädchen sang. Wir klatschten der schönen Sängerin zu und erweckten unsere übrigen Begleiterinnen zu edlem Nacheifer, gleichen Beifall zu verdienen. Allein, in diesem Augenblicke kamen wir unvermutet bei der kleinen Halbinsel an. Wir fanden an dem Gestade eine anmutige Ebene, über welche kühlende Schatten von Eichbäumen schwärmten. Diesen Platz wählten wir zu unserm Speisesaal, wo wir uns eine Tafel mit Erfrischungen zurüsten liessen, die wir nach einem Spaziergang in den Eichenwald geniessen wollten. — Jeder teilte mit seinem Gefährten auf einem besondern Spaziergang sein Vergnügen. Klopstock, von Freude belebt, hüpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris[3] das Lied auf Hallers «Doris»[4] singen. Ich folgte ihnen eine Weile nach; aber die brennende Sonnenhitze gab mir ein Gefühl des höhern Alters. Ich suchte meinen Rahn, dem Klopstock sein Mädchen genommen hatte. Der half mir den Alten machen. Doch bald verjüngten wir uns wieder, und was mein Herz am meisten erfrischte, war Klopstocks Freude und der Dank, den er mir, als dem Urheber dieser Lustreise, auf die Wangen küsste. — Man sammelte sich bei der frohen Tafel, zerstreute sich dann wieder und genoss die Annehmlichkeiten dieses Ortes, bis verlängerte Schatten uns die Rückreise antreten liessen.»

Kaum war die Gesellschaft eingeschifft, wurde Klopstock nochmals um eine Vorlesung gebeten. Der Dichter las das Fragment «Abbadona», und als der Ernst überhand nahm, eine anakreontische Ode. Dann sang er Lieder von Hagedorn. Die Leute fuhren nach Herrliberg zurück, wo man ihnen Lichter gab, damit es ihnen weiter möglich sei, «die Gratien der Fröhlichkeit und Freundschaft in den Blicken und Mienen zu sehen». In Herrliberg liess man das Schiff ein Stück weit vorausfahren, und die Zürcher gingen mit Klopstock

[3] Meine Doris: gemeint ist Hirzels Gattin.

[4] Doris: ein Gedicht des Berner Dichters Albrecht von Haller.

und ihren Schönen in der kühlen Abenddämmerung dem Gestade nach. Kurz nach zehn Uhr nachts traf die Gesellschaft zu Schiff wieder in Zürich ein, «und die glücklichste Schiffahrt war geendigt».

Die Lustfahrt nach der Halbinsel Au blieb allen Teilnehmern in unauslöschlicher Erinnerung. Auch Klopstock war davon tief beeindruckt. Als Dank für das ihm bereitete Vergnügen schickte er seinen Zürcher Freunden von Winterthur aus seine später berühmt gewordene Ode an den Zürichsee. Das Gedicht, welches auch den Aufenthalt auf der Au verherrlicht, wurde im August 1750 gedruckt und trug den Ruhm dieses kleinen Erdenfleckens in alle Welt hinaus.

*

Die Waldungen in der Au

Wenn wir die Zürcherkarte von Hans Konrad Gyger aus dem Jahre 1667[1] oder den Wädenswiler Zehntenplan des Geometers Diezinger von 1830[2] betrachten, fällt uns auf, dass der grösste Teil des Auhügels mit Wald bedeckt ist. Nur im Westen der Halbinsel liegt ein Stücklein freies Land: hier, in der Unteren Au, wohnten — wie wir bereits gesehen haben — seit Jahrhunderten Menschen.

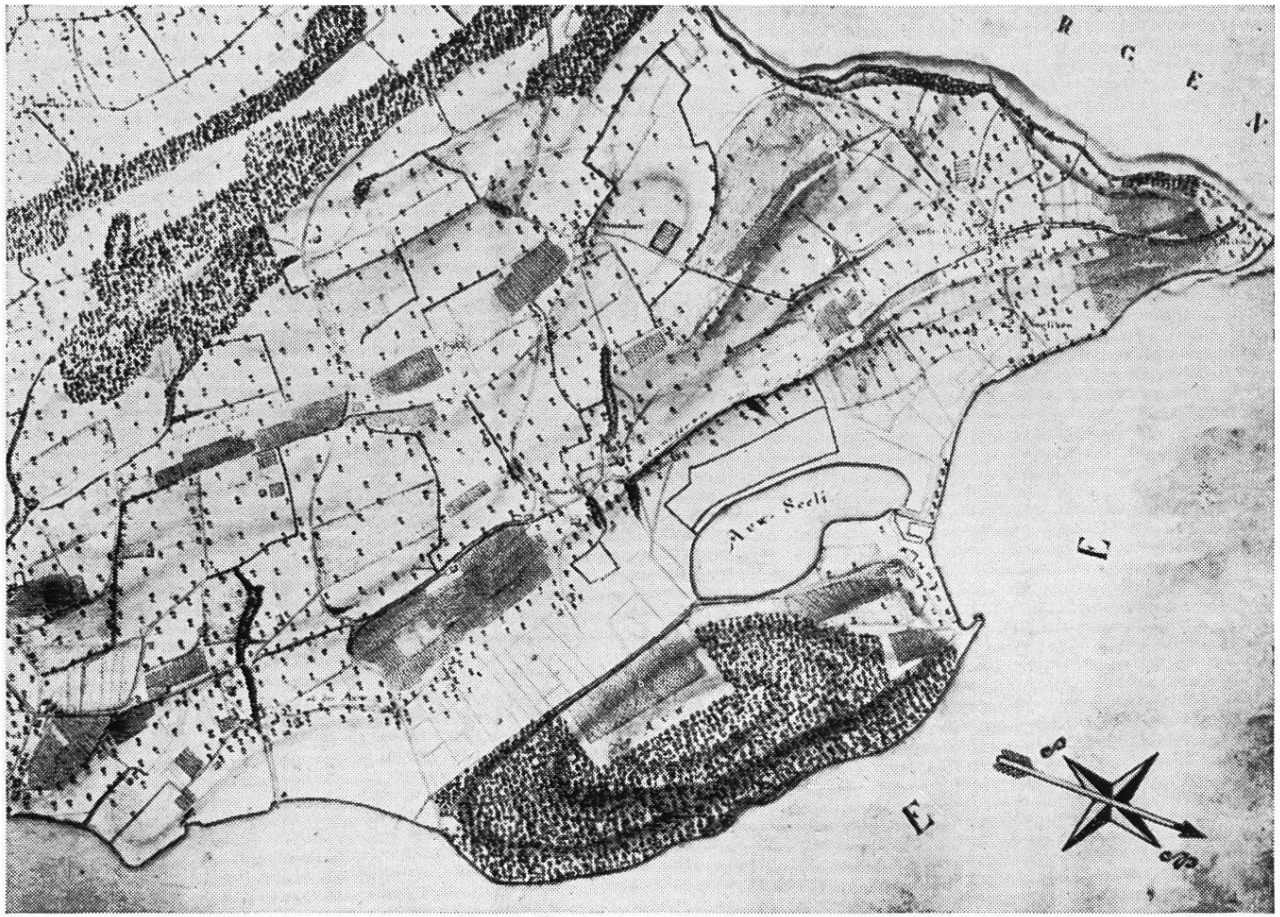
Das Auholz, ein stämmiger Eichenwald, zog sich einst über hundert Jucharten gross aus dem Gelände nach der Höhe des Hügels. Sorgsam wurde der Holzreichtum von den Besitzern gehütet. Schon im ältesten Hofrecht der Herrschaft Wädenswil[3], datiert vom 28. Februar 1409, wurde den Leuten im Gebiet der Johanniterkomturei Wädenswil verboten, im Auwald, welcher damals Besitz der Johanniter war, Holz zu schlagen. Ähnliche Bestimmungen musste 1484 der Lehensmann Hans in der Au eingehen, als er aus den Händen des Johanniterkomturs Rudolf von Werdenberg die Güter in der Unteren Au zu Erblehen empfing[4]. Man überband dem Lehensmann die Pflicht, das Holz in der Au getreulich zu hüten, damit niemand darin frevle und Schaden anrichte. Sämtliche Vergehen sollten sofort dem Grundherrn gemeldet werden. Als Entgelt für die Aufsicht durfte der Lehensmann im Auwald Fallholz zu

[1] Staatsarchiv Zürich, Plan A 27.

[2] Gemeindearchiv Wädenswil, B 1.

[3] Staatsarchiv Zürich, A 97/7.

[4] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Nr. 97 und 100.



Die Au auf dem Zehntenplan von Rudolf Diezinger, 1830

seinem Gebrauche sammeln und soviel grünes Holz fällen, als er zur Umzäunung des Gutes benötigte. Dagegen war ihm untersagt, Holz irgendwelcher Art zu verkaufen. Bei jeder Erneuerung des Lehens musste der neue Inhaber geloben, das Auholz getreulich zu gaumen[5].

Im Jahre 1550 ging die Johanniter-Herrschaft Wädenswil durch Kauf an die Stadt Zürich über. Zürich erhielt damit auch die Au, und der grosse Auwald wurde nun zürcherischer Staatswald. Die einsam gelegene Waldung war — wie schon unter den Johannitern — auch unter Zürichs Regierung Schauplatz von Holzfreveln aller Art. Zwar wurden wiederholt Holzordnungen aufgestellt und Holzfrevler schwer gebüsst. Trotzdem rissen die Klagen über Rodungen und Freveleien im Auwald nie ab: zu den unverbesserlichen Holzdieben gehörte der Horgener Hans Baumann, welcher anfangs 1652 aufgegriffen und bestraft wurde[6]. Am See hiess er nur der «Kräyenschnyder». Ebensogut wie auf Zwirn und Nadel verstand er sich auf den Waldfrevel. Nicht weniger als neunundzwanzig junge Eichen hatte er auf dem Gewissen. Dafür verschrieben ihm die Richter zwei Monate Schellenwerk im Zürcher Ötenbach[7]. Dem Landvogt aber und den Förstern wurde aufgetragen, noch fleissigere Aufsicht über die Hölzer zu haben.

Allein, es währte nicht lange, so wurden neue Klagen über Waldfrevel laut. 1686 beauftragte der Zürcher Rat den Wädenswiler Landvogt Schwerzenbach, eine Reihe von Holzdieben mit Busse zu belegen. Samuel Wild, der sich weigerte, das Geld zu entrichten, steckte man ins Gefängnis im Ötenbach[8]. Anfangs 1708 brachte man wiederum zwei Frevler, Jakob Wieland von Thalwil und seinen Tochtermann Hans Biber in den Ötenbach[9]. Nach ihrer Freilassung aus dem Gefängnis mussten die beiden Schelme alle Kosten begleichen. Und am folgenden Sonntag hatten sie überdies nach dem Gottesdienst an die Kirchentüren des Fraumünsters zu stehen, jeder mit einem Eichbäumchen auf der Achsel[10]. Die braven Kirchgänger

[5] So Heini Scheller im Erblehensbrief von 1569: Staatsarchiv Zürich, F II a 428, S. 358/359.

[6] Staatsarchiv Zürich, B II 479, UM 1, S. 32, dat. 28.2.1652.

[7] Staatsarchiv Zürich, B II 479, UM 1, S. 40, dat. 13.3.1652.

[8] Staatsarchiv Zürich, B 41/13, dat. 25. Februar 1686.

[9] Staatsarchiv Zürich, B II 701, UM 1, S. 48.

[10] Staatsarchiv Zürich, B II 701, UM 1, S. 49.

massen sie dort mit verächtlichen Blicken, Gott dankend, dass sie nicht waren wie diese.

Aber auch diese exemplarische Bestrafung der Frevler hielt andere nicht ab, dem Auwald unberufene Besuche zu machen. Da es bisher an der richtigen Aufsicht gefehlt hatte, beschloss der Rat am 29. Mai 1713, für das Auholz einen eigenen Bannwart zu bestellen[11], und durch ein Mandat wurde allen Gemeinden am See in Erinnerung gerufen, dass Frevel im Auwald bei Strafe an Leib und Gut verboten seien.

Der Staatswald auf der Halbinsel Au lieferte der Zürcher Regierung während Jahrhunderten vorzügliches Eichenholz für allerhand Bauwerke in der Stadt Zürich und in der Landvogtei Wädenswil. Schon in den 1550er Jahren wurden hier Bäume gefällt für den Bau des neuen Landvogteischlosses Wädenswil[12]. Auch in Kriegszeiten war man froh um das Holz des Auwaldes. Man schlug hier Eichen für den Bau einzelner Schiffe der Zürichseeflotte[13], für Hochwachtstuden[14] oder für Palisaden und Festungswerke in Zürich und in der Herrschaft Wädenswil. Die Fortifikationsarbeiten am Schloss Wädenswil, welche Landvogt Hans Georg Werdmüller, der Bruder des Generals, während des Wigoltinger-Handels von 1664/65 ausführen liess, erforderten allein an die 250 Eichen[15]. Im Auwald wurden auch hie und da Trottbäume für die Wädenswiler Zehnten-Trotte gefällt. So im Jahre 1558[16]. 202 Männer mussten die mächtige Eiche an einem langen Seil von der Au nach Wädenswil schleifen, indes ein Tambour auf seiner Trommel den Takt dazu schlug.

Noch 1705 umfasste der Staatswald auf der Halbinsel Au hundert Jucharten[17]. In den folgenden Jahrzehnten aber wurde der Bestand stark dezimiert. 1725 mussten, um den Eichenholzbedarf der Stadt

[11] Staatsarchiv Zürich, B II 721, UM 1, S. 213, 214, 229.

[12] Staatsarchiv Zürich, F III 38a, Schlossbau-Rechnung.

[13] Emil Stauber, Die Halbinsel Au im Zürichsee, Zürich 1913, S. 41.

[14] Staatsarchiv Zürich, F III 38, Landvogteirechnung Wädenswil, 1714.

[15] Staatsarchiv Zürich, A 328/2, dat. 1664.
Staatsarchiv Zürich, B II 531, UM 2, S. 16 und 20.
Vgl. Peter Ziegler, Das Wehrwesen der Herrschaft Wädenswil, Neujahrsblatt der Lesegesellschaft Wädenswil für 1959, S. 8—10.

[16] Staatsarchiv Zürich. F III 38, Landvogteirechnung Wädenswil, 1558.

[17] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Schachtel 5, dat. 25.4.1705.

Zürich zu decken, 15 Jucharten Holz in der Au geopfert werden[18]. 1725/26 führte der Vogt von Horgen Dutzende von Holzfuhren für den Bau der neuen Hafen- und Sustanlage nach Horgen, und 1740 liess die Familie Bräm Eichen für einen neuen Stall schlagen[19]. 1784 holte die Stadt Zürich wiederum Eichen für den Bau einer neuen Palisade an der Zürcher Schifflände[20]. Im Sommer 1788 stellte eine vom Zürcher Rat eingesetzte Kommission fest, dass die Auwaldung 75 Jucharten gross sei und 877 grössere und 2034 kleinere Eichen und Buchen enthalte[21]. Bei diesem Waldbestand blieb es allerdings nicht lange. Im Jahre 1821 unterbreitete nämlich ein Mitglied der Domänen-Verwaltung der Finanzkommission den Vorschlag, etwa 25 bis 30 Jucharten mit kleinen Eichen, Buchen und Gestrüpp bewachsenes Land am Südabhang des Auholzes roden zu lassen und dieses Gebiet in einen Weinberg umzuwandeln[22]. Die Behörden waren dem Plane der Umwandlung von Waldland in Rebgelände günstig gesinnt, und bald erfolgten Rodungen. So wurden 1822 zwei Jucharten und 1823 fünf Jucharten Holz abgeschlagen. Es konnten daraus 638 Eichen weggeführt werden. Über die Verwendung der gefällten Bäume war schon 1822 Beschluss gefasst worden[23]: die grösseren Eichen mussten dem Staatsbauamt in Zürich abgeliefert und die kleineren für Palisadenpfähle reserviert werden. Aus dem Lärchen- und Tannenholz sollten Teuchel für die Schlossbrunnen-Leitung hergestellt werden. Die Buchen und das übrige Holz wollte man bestmöglich verkaufen. Im Mai 1824 wurden nochmals 8½ Jucharten Waldboden dem Rebbau geopfert[24].

Die 1830er Jahre brachten eine entscheidende, tiefgreifende Wendung. Die radikal gesinnte Zürcher Regierung, im Bestreben die Staatsdomänen abzubauen, schrieb auch die Halbinsel Au samt der 46 Jucharten umfassenden Waldung und dem Rebberg zum Kaufe aus[25]. Umsonst wurde der Regierung nahe gelegt, den prächtigen Eichenwald nicht zu veräussern: am 23. Juni 1835 ging das Gut

[18] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Schachtel 6, dat. 1725.

[19] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Schachtel 6.

[20] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Schachtel 6, dat. 28.10.1785.

[21] Emil Stauber, Die Halbinsel Au im Zürichsee, Zürich 1913, S. 58.

[22] Staatsarchiv Zürich, R 20/1, dat. 2. Mai 1821.

[23] Staatsarchiv Zürich, R 20/1, dat. 11. Okt. 1822.

[24] Staatsarchiv Zürich, R 20/1, dat. 21. Mai 1824.

[25] Staatsarchiv Zürich, R 20/2, Gantprotokoll vom 9. Juni 1835.

samt Wald und Reben auf der zweiten Gant für 30 150 Gulden an Konrad Stünzi von Horgen über[26], welcher noch im selben Jahr einen Heinrich Leuthold von Oberrieden als Teilhaber aufnahm[27]. Die beiden neuen Besitzer der Au begannen sogleich mit dem Fällen der alten Eichen und leiteten so einen schwungvollen und gewinnbringenden Handel in die Wege. Der stolze Eichenwald wurde bis auf einen kläglichen Stummel gerodet. Mit Bedauern stellte ein Zeitgenosse, der Historiker Gerold Meyer von Knonau, fest, dass die Au dadurch «in einen geschorenen Pudel» verwandelt worden sei[28].

*

Geschichte der Mittleren Au nach 1835

Auf der Au setzte nun reges Leben ein. Die beiden neuen Besitzer erstellten am oberen Ende der Halbinsel ein geräumiges Doppelwohnhaus und eine Scheune, und dann wurden auf dem gerodeten Waldboden Wiesen angelegt und Obstbäume gepflanzt. In den ersten Jahren bewarben Stünzi und Leuthold das Heimwesen gemeinsam; 1840 aber teilten sie sich in das Gut. Leuthold erhielt unter anderem einen Teil des breiten Hügelrückens. Seine Söhne Arnold und Heinrich errichteten hier 1865/66 ein Gasthaus[1]. In diesem — für damalige Begriffe grosszügig und geräumig erbauten Hause mit den stolzen Treppengiebeln und einer kleinen, vorgelagerten Holzterrasse — betrieb Heinrich Leuthold eine bewusst einfach gehaltene Bauernwirtschaft mit Most, Käse und Schüblingen. Ein Enkel des ersten Au-Wirtes, Gottlieb Leuthold, weiss über die Leiden und Freuden seines Grossvaters allerhand Ernstes und Heiteres zu berichten[2]. Er erinnert sich an die Arbeiten im Gasthaus, im Stall, auf dem Feld, im Obstgarten und in den Reben, an die frohen Tage des Mostens und des Wümmens; aber auch an das umständliche Fassputzen: da das Wasser auf der Kuppe des Hügels

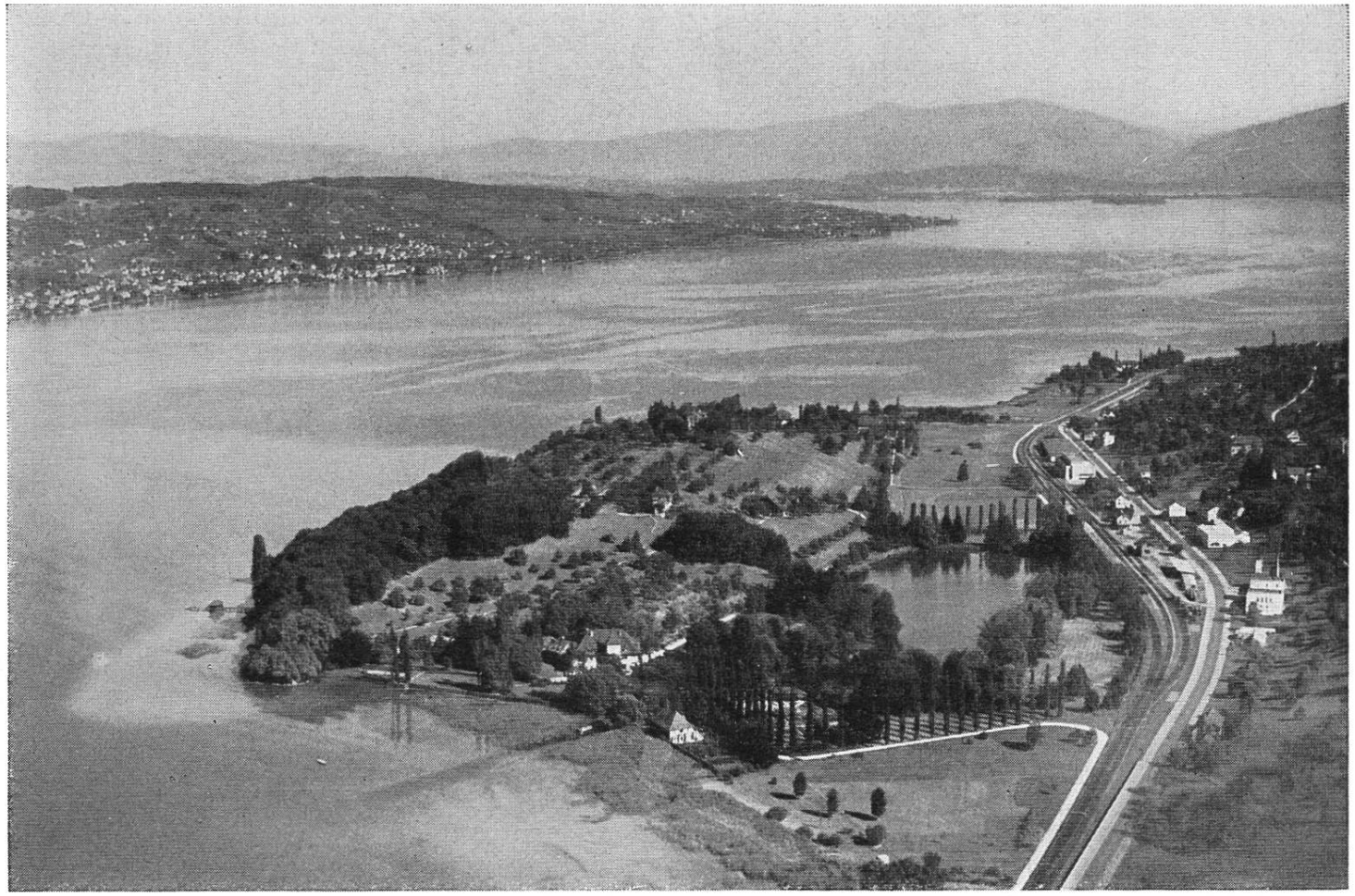
[26] Staatsarchiv Zürich, R 20/2, dat. 24. Juni 1835.

[27] Staatsarchiv Zürich, R 20/2, dat. 25. Juni 1835.

[28] Gerold Meyer von Knonau, Der Canton Zürich, Bd. 2, St. Gallen und Bern 1846, S. 519.

[1] Das Gasthaus wurde in den Jahren 1911/12 umgebaut und 1957 abgebrochen.

[2] «Vo der alte zur neue Au», Plauderei von Gottlieb Leuthold in Stäfa anlässlich der Einweihung des neuen Gasthauses auf der Au. Abgedruckt in der «Zürichsee-Zeitung» Nr. 82 vom 9. April 1959.



Die Au — heute

keinen Druck hatte, konnte man die Fässer nie mit dem Schlauch abspritzen, sondern man musste sie von innen her mit einem «Gäzi» abspülen. Dabei wurde man mindestens so nass, wie das Fass selbst! — Die Beschaffung des Trinkwassers für Hotel und Stall war reichlich komplizierter als heute. In der Nähe des Dampfschiffsteges war eine Grundwasserquelle gefasst. Von hier aus führte eine Leitung zum zwischen Gasthaus und Scheune gelegenen Reservoir. Mit einem Göppelwerk — vom treuen Pferd Fanny jeden Morgen angetrieben — wurde das Wasser auf den Hügel hinaufgepumpt.

Auch besinnlichere Stunden konnte man auf der Au erleben, dann etwa, wenn der Dichter Conrad Ferdinand Meyer, ein Freund Heinrich Leutholds, zu Besuch kam. Unser Gewährsmann erzählt[2]:

«Wänn de Dichter Meyer uf d'r Au obe gsi ischt, so ischs nüd lang gange, bis e Drotschge langsam de Wäg uf z'fahre cho ischt, zoge vom ene Rössli. Wänn dänn das Gfährt vor em Gaschthof usse aghalte hät, so bini weidli gange, han das Rössli usgspanne und in Stall abe gstellt, will i nüd ha welle ha, dass es im Winter z'lang hät a de Chelti müesse früüre, oder im Summer gar arg vo de Bräme plaget worde wär, will i gnau gwüsst hän, dass das Gfährt nüd so schnell wieder de Berg ab fahre tuet. Usgstige ischt dänn de Dritti im Bund, d'r alti Herr Tokter Felix vo Wättischwyl. Sälb dritt sind's dänn is hinder Stübli hindere gsässe und händ bim e'ne Glas Au-Wy ihri damalige Problem besproche und sich gägesitig ihri Sorge avertrout — und Sorge händ alli drei gha. Mich händ nu dem Grossvater sini interessiert und nu di säbe sind mich öppis agange; und grad die Sorge händ mich öppe vor em Gaschthof usse la verwile und Usschau halte nach Gescht, wo mer doch so nötig gha hetted für euse Gaschtgwerb.

1875 isch die linksufrig Züriseebahn boue worde. Die hät eus bim schöne Wätter am ene Sundig hin und wieder Gescht bracht. Dozmal ischt ja au nu hin und wieder es Zügli gfahre. De Grossvater hät sis Augemerk au uf de See use glenkt gha. Er hät sich gseit, wänn die Schiff scho belade de See uf und ab fahred, so chöntet sie doch au mir e paar vo ihrne Passagiere bringe. So hät er en Tampfschiffstäg la boue und jetz händ eus d'Schiff a schöne Sundige en ordentlichi Gäschteschar uf d'Au ufe bracht. An Wächtige hät's sogar öppe en Extrafahrt gäh, und d'Studenteverbindige vo Züri sind rächt gern und oft uf d'Au cho.

Um d'Frequenz na meh z'steigere, hät de Grossvater mit em e

ordentliche Kapital d'Wättischwyler-Tampfschiff-Gsellschaft ghulfe gründe. Das ischt zwar weniger glücklich gsi. Er hät bi der Liquidation vo dem Unternehme sini ganzi Ilag verlore. Zruggblibe ischt nu en düstere Schleier, wo langsam aber stetig d'Sunne, wo emal so verheissigsvoll uf das neu erstandeni schöni Guet abegschune hät, agfange hät verdunkle. Derwil de Grossvater uf em Au-Hügel obe gstudiert und gwärweisset hät, wie er wohl die Verlust chönti guetmache, hät sich am See une na e witers Ungschick zämebrout gha. E Rivalität zwüschet de Tampfschifflüte vo dene verschiedene Gsellschafte hät's so wit bracht, dass wänn Wättischwyler am Stäg gstande sind, si nüd weggfahre sind, dass Zürcher nüd händ chöne zue und ebeso händ's Zürcher de Wättischwylere bsorget. De Fride ischt erscht ikehrt, wo die verschiedene Gsellschafte zur Zürcher Tampfboot-Gsellschaft vereinigt worde sind.

Wänn au d'Frequenz am ene Sundig bim schöne Wätter guet gsi ischt, so ischt es vom Mändig bis am Samschtig uf eusem Gaschthof ziemlich ruhig blibe. Mir händ eus gfragt, wie chönt mer's besser mache. Aber zu säbere Zyt hät's halt no kei Usflügler gha under de Wuche, und s'ischt nanig Mode gsi go z'käfele. D'Lüüt händ müesse schaffe vom Mändig am morge bis am Samschtig z'abig. Ferie hät me dazmal na nüd känt und d'r 8-Stunde-Tag scho gar nüd, so dass niemer Zyt gha hät, uswärts z'ga, und de gröschti Parkplatz hät nüd vermöge, Gäscht uf d'Au ufe z'lotse. Wänns under de Wuche ruhig gsi ischt uf d'r Au obe, so hät sich vom Herbst bis zum Früehlig de Dornröslischlaf erscht rächt usbreitet überem Gaschthof, und gwachet händ nur d'Hypothekarzeise und die übrige Schuldverpflichtige, wo vo Jahr zu Jahr grösser und erdrückender worde sind...»

1883 ging das Gasthausheimwesen vom in Konkurs geratenen Wirt an einen Rudolf Schäppi über; Leuthold führte aber den Wirtschaftsbetrieb als Pächter weiter.

Im Jahre 1911 stand Johannes Schäppi-Widmer, ein Sohn des obigen, wiederum in Zahlungsschwierigkeiten: am 16. März sollten Haus und Hof auf öffentlicher Gant versteigert werden. Es meldeten sich viele Interessenten, die den Au-Hügel in spekulativer Absicht erwerben wollten, um ihn zu zerstückeln oder in Privatbesitz überzuführen.

Dies musste verhindert werden. Innert wenigen Tagen bildete sich unter der initiativen Führung von Brauereibesitzer Fritz Weber-

Lehnert[3] ein Konsortium von dreizehn Mitgliedern, welches im Frühjahr 1911 den mittleren Teil des Au-Hügels — es waren zirka 15 ha Land mit dem Gasthof — für 170 000 Franken erwarb. Die Genossenschafter verpflichteten sich, auf jeden privaten Nutzen zu verzichten und legten in ihren Statuten fest, dass kein Land verkauft werden dürfe und dass das prächtige Grundstück unüberbaut der Öffentlichkeit erhalten bleiben soll[4].

Dieser grosszügigen und weitsichtigen Tat jener Männer, die das Au-Konsortium gründeten, ist es zu verdanken, dass uns die Halbinsel Au als Grünstreifen am Ufer des Zürichsees in ihrer ganzen Schönheit erhalten geblieben ist. Was das für unser Landschaftsbild bedeutet, kommt uns erst heute so recht zum Bewusstsein, jetzt, da die Fangarme der Großstadt Zürich sich immer weiter an beiden Seeufern hinaufrecken und ein Häusermeer sich immer tiefer in die Zürichsee-Landschaft hineinfrisst.

Die neuen Besitzer widmeten dem Gute alle Sorgfalt. Das auf der Höhe thronende, weitausschauende Gasthaus mit seinem markanten Treppengiebel erhielt äusserlich ein neues Gewand, und auch im Innern des verlotterten Baues walteten fleissige Hände und brachten alle Räume in guten Zustand.

Vierzig Jahre später vermochte der alte Gasthof den immer grösseren Anforderungen nicht mehr zu genügen.

Im Herbst 1957 legte man das alte Gasthaus innert wenigen Tagen nieder und liess an seiner Stelle einen wohldurchdachten Neubau nach den Plänen von Max G. Sütterlin errichten. Das neue Haus, das sich gefällig in die Landschaft einfügt, konnte am Palmsonntag 1959 in Betrieb genommen werden.

*

Der Rebberg in der Au

An der sonnigen Südhalde der Halbinsel Au wurde schon im 15. Jahrhundert Rebbau getrieben. Im bereits erwähnten Erblehensbrief vom Jahre 1484 für Hans in der Au, womit der Komtur des

[3] Vor einigen Jahren wurde dem Gründer des Au-Konsortiums am Wege, der vom Gasthaus zum Dampfschiffsteg hinunterführt, ein Denkstein errichtet.

[4] «Neue Zürcher Zeitung», Nr. 81 vom 22. März 1911.
«Allgemeiner Anzeiger vom Zürichsee», Nr. 31 vom 17. März 1911.

Johanniterhauses Wädenswil, Graf Rudolf von Werdenberg, das bisherige Handlehen zur Untern Au in ein Erblehen umwandelte, ist auch von zwei Jucharten Reben die Rede[1]. Auch in der näheren Umgebung der Halbinsel dehnten sich damals Weinberge aus. So verkaufte Anna Knabenhans im Jahre 1493 drei Tagwerke Reben auf der Au an den Wädenswiler Richter Ulrich Vorster, und 1520 erwarb der Stadtzürcher Jos von Kusen eine Liegenschaft «ob der Au am Schoren», wozu ebenfalls eine Juchart Rebland gehörte[2]. Der Erblehensbrief von 1569 sicherte Heinrich Scheller unter anderem zu: einen in der Nähe des Hauses zur Unteren Au gelegenen Weinberg von einer Jucharte Ausmass und zwei Tagwerke Reben in der Nähe des Ausees («stosst an Hans Stricklers Reben»)[3]. Bei dieser Ausdehnung des Rebgeländes blieb es offensichtlich während rund 170 Jahren. Zu einer namhaften Erweiterung fehlte es nämlich an geeignetem Boden, da im staatlichen Eichenwald nicht gerodet werden durfte. Noch 1732 lehnte die Zürcher Regierung das Gesuch des Freihauptmanns Lavater ab, in welchem er im Namen seines Schwiegersohnes und Besitzers des Augutes, Bernhard Bräm, um die Bewilligung nachsuchte, dass Bräm vom Auholze ein anderthalb Jucharten grosses, «rauches und unbrauchbares, an seine Reben stossendes Holz ausstocken und darin Reben anlegen dürfe»[4]. Sieben Jahre später besann sich die Regierung eines Besseren und erklärte sich mit der Rodung eines Waldstückes zur Vergrösserung des Rebberges einverstanden. Einem «Amts-Bericht von dem Zustand der oberkeitlichen Handlehen des Schlosses Wädenschweil in der Auw»[5] vom Jahre 1783 ist zu entnehmen, dass der damalige Lehensmann Franz Heinrich Tobler, welcher das Gut seit 1778 innehatte, über drei Jucharten gutes und über eine halbe Jucharte mittleres Rebland verfügen konnte. Nachdem 1784 festgestellt worden war, dass die Lage des Rebberges in der Au ganz besonders günstig sei[6], wurde auf besondere Fürsprache des Landvogtes David von Orelli hin dem Landwirt Tobler im Jahre 1794 eine weitere Vergrösserung des beim Herrschaftshaus gelegenen Weinberges bewilligt. Tobler musste

[1] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Nr. 97 und 100.
[2] Staatsarchiv Zürich, H I 583, S. 663.
[3] Staatsarchiv Zürich, F II a 428, S. 358/359.
[4] Emil Stauber, Die Halbinsel Au im Zürichsee, Zürich 1913, S. 65.
[5] Staatsarchiv Zürich, B VII 41/13, Akten Landvogtei Wädenswil.
[6] Staatsarchiv Zürich, C II 14, Schachtel 6, dat. 26.10.1784.

allerdings die Verpflichtung eingehen, dass er den zehnten Teil des Ertrages ins Landvogteischloss Wädenswil abliefere[7]. Hauptmann Tobler war ein geschickter Rebbauer. Anerkennend wird 1796 im Helvetischen Kalender[8] geschrieben, dass der am mittägigen Abhang des Auhügels gelegene Weinberg ein wahres Kleinod sei. Der schöne Rebberg sei die Frucht ungemeiner Arbeit, produziere aber jetzt einen der besten Weine am Zürichsee, den rühmlich bekannten «Auwein». Tobler habe während den ersten neun Jahren seines Aufenthaltes auf der Au auf dem drei Jucharten grossen Areal alle Reben neu eingelegt und den Weinberg ausserdem um 1½ Jucharten vergrössert. «Dieser Zusatz musste einem gähen Rasenborde abgezwungen werden. Um dieses weniger steil und zur Bepflanzung mit Weinreben tauglicher zu machen, wurde von unten her, dem Wege nach, eine 46½ Klafter lange Mauer aufgeführt. Nun sollte die beträchtliche Lücke zwischen der Mauer und dem abschüssigen Hügel ausgefüllt und dadurch der Boden erhöht und in einen sanfteren Abhang gezogen werden. Man grub die Erde des Bodens bis an den nackten Felsen weg, warf sie zu Haufen und füllte dann die Vertiefung mit Kies, der aus der Nähe geholt wurde, bis der nötigen Erhöhung noch etwa 2½ Schuh fehlten. Diese bekam man von der aufgebrochenen guten Erde, die nun auch hinreichend tief war, Reben darinnen zu pflanzen. Auf solche Weise wurde in zwei Wintern das ganze Stück durchgearbeitet, ausgefüllt und dann mit edlen Reben bepflanzt. Da sich aber dieser neugeschaffene Boden bald merklich senkte und man noch mehr Erde bedurfte, um hie und da wieder auszugleichen, so wurde ein Stück des Fahrweges gerade unten am Hügel aufgebrochen und hier ein reicher Vorrat von bis dahin unbenutzter Erde entdeckt. Mit solcher wurde das neue Rebstück überschüttet. Jeden Winter wird nun diese Schatzgräberei zur Verbesserung des Rebhügels je nachdem es andere Arbeit und die Witterung erlauben, mehr oder weniger getrieben. Längs diesem Wege bis zum Ende des kleinen Rebberges wurde überdies in gerader Linie von 700 Schuh auf fünfzig starken Pfählen von Eichenholz eine Reblaube gezogen, welche den Aufwand, den sie kostete, reichlich bezahlt, den Weg haltbarer macht und angenehm beschattet.»

1821 wurde ein schon in den 1780er Jahren zur Sprache gekom-

[7] Emil Stauber, Die Halbinsel Au im Zürichsee, Zürich 1913, S. 65.

[8] Helvetischer Calender fürs Jahr 1796, Zürich bey Gessner.

menes Projekt, auf der Südseite der Halbinsel Au einen Rebberg anzulegen, wieder aufgenommen. Ratsherr Rebmann, Mitglied der Domänen-Verwaltung, unterbreitete der Finanzkommission am 2. Mai 1821 den Vorschlag, etwa 25 bis 30 Jucharten mit kleinen Eichen, Buchen und Gestrüpp bewachsenes Land am Südabhang des Auholzes roden zu lassen und dieses Gebiet in einen Weinberg umzuwandeln[9]. Rebmann schreibt, dass dieses Land nie einen bedeutenden Ertrag an Holz abwerfen werde, da es der Sonnenhitze zu stark ausgesetzt sei. Dagegen eigne sich dieses Areal ausgezeichnet für den Weinbau. In nächster Nähe liege bereits ein schöner Rebberg, der einen vorzüglichen Wein produziere.

Nachdem die Behörden ein Gutachten des kantonalen Forstinspektors, Hirzel, eingeholt hatten, stimmten sie der Umwandlung von Waldland in Rebareal zu[10]. 1822 wurden zwei Jucharten und 1823 fünf Jucharten Holz abgeschlagen, und im Mai 1824 verfügte das Domänen-Departement, dass nochmals 8½ Jucharten Waldboden, der zum grössten Teil nur noch die Stöcke enthielt, gerodet und mit Reben bepflanzt werden solle[11].

Im Frühling 1826 wurden auf dem gerodeten Boden am Südhang des Auhügels die ersten Reben eingeschlagen und zwar so, «dass zwischen zwei Reihen Einschlagreben der Raum für zwei Reihen zum Vergruben» offen blieb. Die Verteilung der Rebsorten hatte man schon 1822 festgelegt: die Hälfte des Areals sollte mit welschen Trauben, ein Viertel mit Clevner- und ein Viertel mit Zürcher-Reben (Räuschling) bepflanzt werden[12]. Die Pflege des neuen, acht Jucharten umfassenden Rebberges, übertrug man gegen eine jährliche Entschädigung von 224 Gulden dem Bannwart Konrad Hottinger in der Au[13].

Die 1830 zur Macht gelangte radikal gesinnte Zürcher Regierung war bestrebt, möglichst viele Staatsdomänen zu veräussern. Darum sollten im Juli 1832 auch die Reben auf der Au — wie der Eichenwald — verkauft werden. Da sich für den Weinberg kein Käufer fand, brachte die Regierung ihr Besitztum am 18. Februar 1833 im Gemeindehaus zur Sonne in Wädenswil neuerdings auf öffentliche

[9] Staatsarchiv Zürich, R 20/1, dat. 2. Mai 1821.
[10] Staatsarchiv Zürich, R 20/1, dat. 11. Oktober 1822.
[11] Staatsarchiv Zürich, R 20/1, Vertrag vom 21. Mai 1824.
[12] Staatsarchiv Zürich, R 20/1, dat. 23. Oktober 1822.
[13] Staatsarchiv Zürich, R 20/2, Vertrag vom 25. Februar 1829.

Steigerung[14]. Es wurden aber nur 5200 Gulden geboten, wofür das Domänen-Departement die Au-Reben nicht abtreten wollte. Eine dritte Gant am 28. August 1833 führte auch nicht zum gewünschten Ziel. Erst zwei Jahre später, im Juni 1835, wurde der Rebberg wie der Wald auf offener Gant dem Horgner Konrad Stünzi zugesprochen, welcher dafür 30 150 Gulden geboten hatte[15].

Die Au-Reben wurden von Stünzi und späteren Besitzern der Halbinsel bis etwa 1900 beibehalten. Dann gab man den unrentablen Weinbau auf der Au auf, ein Teil der Rebstöcke wurde ausgerissen. 1911/12 liess das Au-Konsortium den letzten Rest des vernachlässigten Rebberges roden[16].

Vor einigen Jahren nahm die Schweizerische Obst- und Weinfachschule in Wädenswil den traditionellen Weinbau auf der Halbinsel Au wiederum auf[17]: dank dem Entgegenkommen des Au-Konsortiums konnten im Herbst 1950 in einem langfristigen Vertrag am Südhang des Auhügels 127 Aren Land zur Anlage eines Schulrebberges gepachtet werden.

Der in den Jahren 1951 und 1952 geschaffene Weinberg umfasst im wesentlichen den südlichen Steilhang der Halbinsel Au und führt hinauf bis zur Höhe des Landgasthofes. Der Au-Rebberg gilt als Musteranlage am Zürichsee und im ganzen Kanton. Die südliche bis süd-westliche Lage des Geländes ist vom rebbaulichen Standpunkt aus ideal. Neue Wege und neue technische Hilfsmittel erschliessen die Halde.

Der 114,9 Aren messende Weinberg wies im Jahre 1955 folgende Rebsorten auf:

Blauer Burgunder	76,7 Aren
Riesling Sylvaner	19,9 Aren
Tokayer	10,0 Aren
Räuschling	4,3 Aren
Sortiment mit zirka 50 Sorten	4,0 Aren

[14] Staatsarchiv Zürich, R 20/2, Gantprotokoll vom 18. Februar 1833.

[15] Staatsarchiv Zürich, R 20/2, Ratsbeschluss vom 23. Juni 1835.

[16] Emil Stauber, Die Halbinsel Au im Zürichsee, Zürich 1913, S. 68 und 73.

[17] Die folgenden Angaben stützen sich auf zwei von der Schweizerischen Obst- und Weinfachschule Wädenswil publizierte Berichte:
Unser Schulrebberg auf der Halbinsel Au, Separatdruck aus «Allgemeiner Anzeiger vom Zürichsee», 30. Januar 1951.
W. Eggenberger, Der Rebbau auf der Halbinsel Au, Jahrbuch vom Zürichsee 1954/55, Stäfa 1956, S. 57—63.

Bei der Aufteilung des Rebberges wurde dem Klima und der Lage Rechnung getragen: der untere, steile Hang des Rebhügels wurde mit blauem Burgunder, unserem Zürichsee-Clevner, bestockt und der obere Teil mit den weissen Sorten Riesling-Sylvaner und Räuschling. Die Qualität der neuen Auweine hat sich als vorzüglich erwiesen. Im guten Weinjahr 1953, aber auch in den folgenden schlechten Jahren, hat sich der Au-Rebberg ausgezeichnet gehalten[18].

*

Vor dem 17. Jahrhundert ist die Geschichte der Halbinsel Au lediglich die Geschichte eines landwirtschaftlich genutzten Gebietes. 1650 aber hat General Werdmüller die landschaftliche Schönheit der Au entdeckt. Und seit ihm ist die Untere Au ein schönes Landgut in privatem Besitz geblieben. Dem Nützlichkeitsdenken des 19. Jahrhunderts ist der Eichenwald zum Opfer gefallen, und 1911 zeigte sich die Gefahr einer spekulativen Zerstückelung der Auhügel-Zone. Das ist glücklicherweise verhindert worden. Hoffen wir, dass die Au noch recht lange die schöne, freie Halbinsel bleibe, das Ziel von studentischen Maifahrten und andern fröhlichen Unternehmungen, trotz der sich herandrängenden Überbauung der Nachbargegenden durch Wohnhäuser und Industrie.

[18] Der Rebbau auf der Halbinsel Au, Anzeiger des Bezirks Horgen vom 12. April 1957 (Nr. 44).